



Leseprobe

Dr. Ulla Hahn
Aufbruch
Roman

»Ein brillant erzähltes Werk.« *Die Welt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 14. Oktober 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Suche nach der Freiheit

Hilla wehrt sich gegen ein vorgezeichnetes Leben: Kinder, Küche, Kirche in einem Dorf am Rhein. Nichts kann dem Kind kleiner Leute die Sehnsucht nach seiner eigenen Freiheit austreiben. Im Vertrauen auf ihre Kraft und durch glückliche Fügungen bietet sich ihr eine neue Zukunft: Abitur, Studium. Doch kann die junge Frau ihre wahre Heimat wirklich in der von ihr geliebten Sprache finden?

Ein anrührender Bildungsroman und ein detailreiches Sittengemälde der bundesdeutschen Mittsechziger, sprachübermütig und mit epischem Temperament erzählt.



Autor

Dr. Ulla Hahn

Ulla Hahn, aufgewachsen im Rheinland, feiert mit ihren Romanen sowie lyrischen Werken große Erfolge. Sie wurde u. a. mit dem Leonce-und-Lena-Preis und dem Friedrich-Hölderlin-Preis ausgezeichnet und erhielt als erste Autorin den Deutschen Bücherpreis. Die Tetralogie ihres autobiografischen Romanzyklus um das Arbeiterkind Hilla Palm begeisterte Kritiker wie Leser und ist jetzt in neuer Ausstattung bei Penguin erhältlich.

ULLA HAHN, aufgewachsen im Rheinland, feiert mit ihren Romanen sowie lyrischen Werken große Erfolge. Sie wurde u. a. mit dem Leonce-und-Lena-Preis und dem Friedrich-Hölderlin-Preis ausgezeichnet und erhielt als erste Autorin den Deutschen Bücherpreis. Die Tetralogie ihres autobiografischen Romanzyklus um das Arbeiterkind Hilla Palm begeisterte Kritiker wie Leser und ist jetzt in neuer Ausstattung bei Penguin erhältlich.

Aufbruch in der Presse:

»Ein brillant erzähltes Werk.« *Die Welt*

»Ulla Hahn ist eine der erfolgreichsten deutschen Lyrikerinnen – und eine geborene Epikerin.« *Welt am Sonntag*

»Eine ganze Generation wird sich darin wiederfinden und später Geborene werden verstehen, warum Eltern und Lehrer so sind, wie sie sind.« *Focus*

Außerdem von Ulla Hahn lieferbar:

Das verborgene Wort. Roman

Spiel der Zeit. Roman

Wir werden erwartet. Roman

Unschärfe Bilder. Roman

Liebesarten und andere Geschichten vom Leben. Erzählungen

Bildlich gesprochen. Ausgewählte Gedichte

Gesammelte Gedichte

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

»... Genk âne wek »... Geh ohne Weg
den smalen stek ...« den schmalen Steg ...«

VOLKSLIED AUS DEM 14. JAHRHUNDERT
MEISTER ECKHART ZUGESCHRIEBEN

»Schreibe, was du siehst und hörst!«

SCIVIAS VON HILDEGARD VON BINGEN

LOMMER JONN, hatte der Großvater gesagt, lasst uns gehen!, in die Luft gegriffen und sie zwischen den Fingern gerieben. War sie schon dick genug zum Säen, dünn genug zum Ernten?

Wie freudig war ich ihm alle Mal gefolgt, das Weidenkörbchen mit den Hasenbroten in der einen, den Bruder an der anderen Hand. Aus dem kleinen Haus in der Altstraße 2, wo die Großmutter regierte und der liebe Gott, der Vater op de Fabrik ging und die Mutter putzen, zogen wir vorbei an Rathaus, Schinderturm, Kirchberg, durch Rüben-, Kohl- und Porreefelder an den Rhein, ans Wasser. Dorthin, wo keine Großmutter Gott und Teufel beschwor, kein Vater drohte, keine Mutter knurrte, wo ich mich losriss von der Hand des Großvaters und loslief, auf und davon und weit hinein ins Leben, durch Kindergarten und Volksschule, Mittelschule und erste Liebe, eine Lehrstelle auf der Pappenfabrik, die Flucht in den Alkohol und die Erlösung daraus. War Beichtkind, Kommunionkind, Firmling gewesen, hatte mich von Hildegard in Hilla umgetauft, mir das schöne Sprechen beigebracht, das Essen mit Messer und Gabel.

Lommer jonn, hätte der Großvater an einem Tag wie heute gesagt, frostklare Sonne, ein krisper Wind, ventus, venti, masculinum, ich hatte die Zeit seit der Kündigung meiner Lehrstelle genutzt, carpe diem, hatte mein Pensum intus, mit der Sprache, der lingua Gottes, auf tu und du. Ich hatte die Prüfung bestanden. Das Aufbaugymnasium erwartete mich. Das Wilhelm-von-Humboldt-Aufbaugymnasium.

Lommer jonn, hätte er gesagt, und ich wickelte mich in Mütze und Schal, machte mich auf, an den Rhein, ans Wasser, dorthin, wo die Wellen mir mein erstes Buch vor die Füße gespült hat-

ten, einen weißen, von grauen und schwarzen Linien geäderten Kiesel. Der Stein ist beschrieben!, hatte das kleine Mädchen gejauchzt. Beinahe wie das Schreibheft der Cousinen, die Zeilen im Märchenbuch der Schwester im Kindergarten.

Ich zog die Mütze fester über die Ohren. »Verjess de Heische^{*} nit!«, rief mir die Mutter nach, »komm nit ze spät noh Huus, denk an morjen!« Hinter mir fiel das Gartentor ins Schloss, ich vergrub die Hände in den Manteltaschen. Da war er, der Stein, den der Großvater lange in der Hand gewogen hatte, da waren sie wieder, seine lieben Großvateraugen, die nachdenklich abwechselnd mich, dann den Stein betrachtet hatten. Und da war sein warmes, dunkles Großvaterbrummen, das sich so friedfertig abhob von den schrillen Stimmen der Mutter, der Großmutter, den knappen, widerwilligen Sätzen des Vaters.

Es gab einmal, hatte der Großvater damals erklärt, einen Stein, der alles verwandelt. Er leuchtete im Dunkeln und im Hellen. Als er aber auf die Erde gefallen sei, vor vielen Millionen Jahren, gleich nachdem Gott Himmel und Erde erschaffen habe, seien tausend und abertausend Steinchen abgesplittert und hätten sich über unsere Welt verstreut. Sie alle enthielten nun winzige Bruchteile dieses Himmelssteins. Dies seien die Buchsteine, de Boochsteen. Wer diese Splitter finde, sei selbst ein Licht und leuchte in der Welt. Sei gut und schön und ein Mensch, den alle lieben. Schon das kleinste Teilchen des Steins mache die Menschen selber gut und schön.

Ich rollte den Stein in meiner Handfläche. Die Geschichte vom Pückelsche stand da noch immer. Pückelsche, hatte der Großvater uns aus dem Buchstein vorgelesen, ein kleiner Junge, aus dessen Buckel sich Flügel entfalteten, wann immer es nottat. Kälte spannte meine Lippen, die sich zu einem Lächeln verzogen und den Großvater grüßten, aber auch die kleine Hildegard, das kleine Mädchen, das ich einmal gewesen war. Ich ballte die Faust um den Stein. Unermüdlich hatte ich damals mit dem

^{*} Handschuhe

Bruder Buchsteine gesammelt, ihm aus den Steinen die Welt erklärt; das Geheimnis von Großvaters Wutstein verraten. Hatte man sich über einen Menschen so richtig geärgert, konnte sich aber nicht wehren, musste man nur einen dunklen, dreckigen Stein in die Hand nehmen, ihn ansehen und an nichts anderes denken als an den Bösewicht und die eigene Wut. So lange, bis das fiese Gesicht aus dem Stein heraufstieg. Dann weg damit, in den Rhein. Mit sich herumschleppen durfte man Wutsteine nie, sie gehörten ins Wasser.

Wie viele Steine hatte ich seither aufgelesen, immer neue Gesichter im Wutstein ertränkt. Dass ich mehr als einmal dem Stein mitten ins Gesicht gespuckt hatte, erlebte der Großvater nicht mehr. Auch nicht, dass ich vor noch gar nicht langer Zeit einen letzten Wutstein zusammen mit den letzten Fläschchen Underberg und einer Flasche Schnaps versenkt hatte. Kurz nach Beginn meines ersten Schuljahrs auf der Realschule war der Großvater gestorben.

Vorbei an Rathaus und Gänsemännchenbrunnen ging ich die Dorfstraße hinauf. In den Vorgärten krümmten sich schwarzgefrorene Stauden. Nadelnde Tannenbäume, im ärmlichen Schmuck vergessener Lamettafäden, warteten auf die Müllabfuhr. Dreikönigstag war vorüber; unser Baum schon zu Brennholz zerhackt. Die Straße lag winterstill, der Asphalt hie und da gerissen vom Frost. Nur ein paar Frauen, vermummt in Mützen, Schals und Tücher, huschten aus Metzger- und Bäckerläden nach Hause. Morgen, hätte ich ihnen am liebsten entgegengeschrien, geht das Leben weiter, vorbei die Zeit von Debit und Kredit, vorbei die Ohnmacht des Industriekaufmannsgehilfenlehrlings Hilla Palm vor Stenographie und Schreibmaschine, die Kapitulation vor Soll und Haben. Ich fühlte mich leicht, frei, freigekämpft. Industriekaufmannsgehilfenlehrling – Welch ein Ungetüm von Wort, genau passend für das, was sich dahinter verborgen hatte; die bösartige Herrschaft meiner Lehrherrin, die schweißblauen Finger des Prokuristen, meine Flucht in den Alkohol.

Mehr als einen Stein hatte ich für alle gefunden, die mir das Leben schwergemacht hatten, und auch mein Underberg-Gesicht lag auf dem Grunde des Rheins. Für immer. Das hatte ich Rosenbaum geschworen. Und mir.

Rosenbaum, Biologielehrer an der Realschule. Einer meiner Schutzengel. Wie Pastor Kreuzkamp, der mich mit meiner Liebe zum schwarzen Fritz, einer Negerpuppe, vor Eltern und Großmutter in Schutz genommen hatte. Wie die Kinderschwester Aniana, die nicht müde geworden war, der Mutter von meinem reinen Herzen zu erzählen. Wie Lehrer Mohren mit seinem »Steh auf«, als ich nicht aufstand mit denen, die auf Gymnasien und Realschule gehen wollten. Und Friedel, die mir siebzehn alte Brockhausbände geschenkt hatte. Sie alle hatten bei mir einen Stein auf dem Brett, hinter den Büchern versteckt; auf dem Regal in meiner Zuflucht, dem Holzstall, meinem eigenen Reich. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Bücherbrett.

Dem I-Dötzchen Hildegard hatte der Großvater einen Stein geschenkt, darauf mit goldenen Lettern ihr Name. Genauso hatte ich jedem meiner Schutzengel ein Denkmal auf Stein geschrieben.

Der Schinderturm lag schon hinter mir, vor mir der Turm der Gereonskirche, ein gedrungenes Rechteck, nach dem Krieg nicht wieder zu schlanker Höhe aufgebaut. Kreuzkamp, Mohren, Rosenbaum: Ohne sie lief ich heute nicht hier durch die Straßen, säße vielmehr bei Steno und Schreibmaschine in einem vollgequalmten Büro. Gemeinsam waren der Pastor und die beiden Lehrer – wie die Heiligen Drei Könige, hatte der Bruder gespottet – in der Altstraße aufgetaucht. Ihrer Übermacht war der Vater, war sein Nein zum Gymnasium für ein Mädchen, nicht gewachsen. Wie verloren hatte er am Ende den dreien gegenübergesessen.

Mit kurzen, schnellen Schritten kam ich rasch vorwärts, die Eisen, vom Vater unter die Sohlen geschlagen, klapperten wie aufgeregte Ponyhufe auf das steinerne Pflaster. Ganz so war ich vor Jahren an einem eisigen Tag wie diesem an den Rhein

gerannt, Sigismund entgegen. Eisschollen knirschten, als wir im ersten Kuss zusammenfroren. Sommermöwen kreischten, als ich sein Gesicht mit den kleinen roten Ohren in unzähligen Wutsteinen versenkte. Die Tochter des Fabrikbesitzers Mater-nus, für den ich in den Schulferien Pillen packte, passte wohl besser zum Sohn des höheren Angestellten als die Tochter vom Hilfsarbeiter Palm.

Nie wieder verliebt, hatte ich mir damals geschworen, froh, »mein Kapital«, wie Mutter, Tante und Cousinen den Zustand jungfräulicher Unversehrtheit nannten, nicht an einen Unwürdigen verschleudert zu haben. »Dat is ding Kapital« – und das sollte es auch bleiben. »Mir han nix zu verschenke.«

Vom Kirchturm schlug es zweimal. Halb drei, die Sonne sank früh. Über Feldern und Wiesen lag dünngestäubter Schnee, feine glitzernde Flocken, das Eis in den Pfützen zersprun-gen. Kaum Wind strich durch Pappeln und Weiden, die harten Zweige standen starr, grau wie Schotter das Schilf. Still war es, still. Wie ein entferntes Echo knackte der Frost im Schilf. Und dann lag sie endlich vor mir, die dunkel funkelnde Wasserbahn, mein Wassermann: Sorgenschlucker, Trauertröster, Wutver-schlinger, mein treuer Vagabund, mein verlässlicher Stromer, mein Rhein.

In meiner Manteltasche war es warm zwischen Hand und Stein, als führte der Großvater mich hin zu unserer Weide, wo wir im Sommer so oft eine Decke ausgebreitet, gespielt und geträumt hatten. Der Rhein, das Wasser, die Steine. Die Groß-vaterweide. Dä Rhing, dat Wasser, de Steen. Alles war, wie es sein sollte.

Schneewolken zogen heran, schoben sich vor die Sonne, es wurde rasch dunkel. Kein Mensch in Sicht. Bis auf einen. Auf dem eisharten, steinigen Ufer holperte ein Fahrrad langsam näher, darauf ein klobig verpacktes Rechteck mit Mützenkopf, den Schal über Mund und Nase. Der Bruder hatte mich auf-gespürt. Ein guter Schüler auch er, war für ihn der Übergang aufs Gymnasium, das Möhlerather Schlossgymnasium, leicht

gewesen; er war ein Junge, und die Patentante, eine Schwester des Vaters, bezahlte das Schulgeld. Sie hatte den elterlichen Bauernhof übernommen und mit dem Verkauf der Felder als Bauland jet an de Föb. Sie hatte Geld.

Welch eine Freude hatte es Bertram in den vergangenen Monaten gemacht, mir, der älteren Schwester, die sonst immer alles besser wusste, Latein beizubringen. Reines Spiel war es für uns beide, unsere Welt in der Sprache Gottes neu zu erschaffen, Dinge unseres Alltags, von denen sich die alten Römer nichts hatten träumen lassen, in deren Kosmos zu entrücken. Ein Kilometerzähler wurde zum chiliometrorum mensura, der Stromausfall zum fluoris electrici abruptio, und der Kölner FC schoss: porta! Toor!

Mühsam brachte Bertram das Fahrrad auf dem glattgefrorenen Sand zum Halten, rasselte sich über Sattel und Querstange und wischte den Schal von Mund und Nase. Seine Hände steckten in roten Fäustlingen, auf dem Rücken eingestrickt ein weißer, angeschmuddelter Schneestern.

»Amo, amas, amat! Dacht ich mir doch, dass ich dich hier finde«, stieß er aus kältesteifen Lippen in die Luft, die ihm sekundenlang in kurzen weißen Wölkchen vorm Mund stehen blieb.

»Amamus, amatis, amant«, erwiderte ich. »Ja, wo soll ich denn sonst sein?«

Amo, amas, amat – ich liebe, du liebst, er, sie, es liebt. So beginnt ein jedes Studium der Sprache Gottes. Seit unserer ersten gemeinsamen Lateinstunde war dies unsere Losung. Zaubersprüche, die der Bruder mir zum ersten Mal beim Besuch der Heiligen Drei Könige in der Altstraße zugeflüstert hatte.

Bertrams Gesicht war rotgefroren wie meines, seine braunen Augen, den meinen verwandt; alle anderen in der Familie hatten helle Augen, grün die Mutter, nassblau der Vater, die Großmutter ein altersverschleiertes Grau. Während meine Kleider, meist aus dem Sack des Oberpostdirektors, dessen Tochter in meinem Alter war, immer schlotternd an mir herunterhingen, doppelt gesäumt, hinten gerafft, in der Taille geschoppt – oh,

wie hasste ich den Ausdruck für diesen Handgriff geübter Verkäuferinnen, wenn sie kleingewachsenen Menschen weismachen wollten, der Rock, unter den Hüften hängend, sitze exakt in der Taille –, während ich also geschoppt und gerafft in Wohltätigkeitsspenden einherging, stammte die Kleidung des Bruders von C&A, neugekauft, sah jedoch binnen kurzem wie eingelaufen aus. Dann musste er warten, bis die Mutter ausrief: »Alles ald widder ze spack!«*, und eine Reise nach Köln fällig wurde. In diesem Winter hatte er wieder einmal ne Schoss jedonn, einen Schuss getan, aber für einen neuen Anorak hatte es nicht gereicht. Bertram stak in der wattierten Jacke wie in einer Gießkanne mit zwei Tüllen. Nur an Mützen hatten wir keinen Mangel. Tante Berta, die ältere Schwester der Mutter, versorgte damit höchstselbst die gesamte Familie, und niemand, nicht einmal ihre resolute Tochter Hanni, wagte es, die tütenförmigen Eins-rechts-eins-links-Gebilde gegen modischere Kopfbedeckungen zu vertauschen.

»Freust du dich denn auch?« Bertram schickte unseren Atemschiffchen noch ein paar hinterher.

»Na klar!«

»Ja, wenn jetzt der Opa hier wär!« Bertram ruckte einen Fäustling mit den Zähnen herunter. Öffnete seine schmalgefrorene Jungenhand, darin ein runder, flacher Kiesel, zwei rote Punkte am oberen Rand, darunter ein in Richtung der Punkte geschwungener Halbkreis. Der Stein lachte mich an.

»Da, nimm«, lachte der Bruder. »Er ist sogar noch ein bisschen warm. Lapis risus. Lachstein. Direkt aus dem Forum Romanum.«

»Tibi gratias, frater! Mensch, Bertram!« Ich griff nach seinem Arm, fasste eiskaltes Nylon mit bloßen Händen, es brannte.

»Hilla«, Bertram legte den Stein in meine Hand, »wo sind denn deine Handschuhe?«

»Vergessen.«

* Alles schon wieder zu eng!

Die Großmutter hatte schon Feuer gemacht, war pünktlich wie jeden Morgen ins Kapellchen beim Krankenhaus zur Frühmesse aufgebrochen, Vater und Bruder schliefen noch, als ich an diesem ersten Schultag in die Küche kam. Die Mutter war nirgends zu entdecken, hatte aber ein Käsebrötchen aufs Brettchen gelegt, ein zweites in Cellophanpapier lag daneben. Brötchen, die es sonst nur sonntags gab! Aufgehoben, extra für mich! Lächelnd nickte ich hinauf zum Christuskreuz, das der Großvater geschnitzt hatte, und machte die Haustür leise hinter mir zu.

Niemand stieg an der Pappenfabrik aus. Zu früh fürs Büro, für die Frühschicht zu spät. Doch solange ich bei ausgerenktem, rückwärtsgedrehtem Hals die beiden rußschwarzen Schornsteine noch im Blick hatte, durfte sich meine Zungenspitze zwischen meine Lippen drängen, im Triumph, hier nicht aussteigen zu müssen; nie mehr hier aussteigen zu müssen, nie wieder überquellende Aschenbecher und ab vor ad und 22. nach 21., nie mehr verstohlene Blicke auf nicht vorrücken wollende Uhrzeiger, nie mehr Sehr geehrte Herren und Prokuristenhände wie feuchte Lappen im Nacken.

Ich dachte an Rosenbaum, und wie er mich vom Alkohol zurück in die Wahrheit der Wörter gerettet hatte. Kurz nachdem er mit Pastor Kreuzkamp und Lehrer Mohren für mich gekämpft hatte, war er mit seiner Frau nach Israel gezogen, zu seinem Sohn. Den Brief aus dem Kibbuz hatte ich wieder und wieder gelesen, so, wie früher *Die kleine Meerjungfrau*. Ich kannte ihn auswendig.

»Glaub daran, dass Du wirklich das bist, was du fühlst zu sein«, hatte Rosenbaum geschrieben. »Trau Deiner inneren Sicherheit, egal, wie andere Dich sehen, oder was andere wünschen, was aus Dir werden soll. Du kannst Dich Dir selbst erzählen. Du bist Deine Geschichte. Lass nicht zu, dass andere Deine Geschichte schreiben. Folge Deiner Phantasie. Aber folge ihr mit Vernunft.

Lerne zu schweigen. Schweigen ist Macht. Behandelt man Dich ungerecht, beleidigt man Dich, sag kein Wort, schau sie nur an – und denke. Denke, was Du willst! Lass Dich nicht hinreißen. Es gibt nichts Stärkeres als Wut – außer der Kraft, die sie zurückhält, die ist stärker.«

Mit wem der Lehrer sprach, mit sich, mit mir, mit keinem und jedem, das war nicht herauszulesen. Ich nahm den Brief als sein Vermächtnis. Was der Großvater mir mit meinem Namen in goldenen Lettern auf einem Stein hatte mitteilen wollen, suchte Rosenbaum in Wörter zu übersetzen. Die Botschaft war dieselbe.

Im spiegelnden Fenster der Straßenbahn sah ich mein Gesicht, die Dunkelheit draußen nur hin und wieder von fernen Lichtpunkten unterbrochen. Erst in Hölldorf waren Häuser zu erkennen, hier und da schon helle Fenster, die Schornsteine der Brauerei, grüne und rote Lampen an den Seilen eines Kahns im Hafen nahe der Haltestelle. Leute stiegen aus, andere, dick ver mummt, stiegen zu, dampften weißen Atem, zogen Handschuhe aus, bliesen warme Luft hinein und zogen sie wieder an. Niemand sprach, alle starrten aus dem Fenster oder vor sich hin.

Wie anders war es morgens auf der Fahrt nach Großenfeld zugegangen, wenn wir uns in der Straßenbahn getroffen hatten, Jungen und Mädchen aus Strauberg, Rheinheim, Hölldorf und Dondorf, jeder von uns voller Neuigkeiten, die man sich tuschelnd anvertraute.

Vorbei. Ich seufzte, schob die Mütze zurück und presste meine Stirn gegen die Scheibe.

Auch in diesem Jahr hatte ich Weihnachten ein Alpenveilchen zum Bürgermeister getragen. Es war das siebente. Das erste hatte ich ihm im ersten Realschuljahr auf seine spiegelblanken Lochmusterschuhe fallen lassen – ach, das arme Blümchen, ach, du armes Kind –, hatte ihm diese Pflanze, die wir uns zu Hause nicht leisten konnten, einfach nicht gegönnt. Trotzdem: Auch in den folgenden Jahren wurde ich am zweiten Weihnachtsfeiertag stets mit Blumentopf und Tausend Dank für

das Schulgeld der Gemeinde in Grebels Villa geschickt. Hatte beobachten können, wie Grebels Frau Walburga immer dicker und gedunsener wurde, während der Bürgermeister zu vertrocknen und zu schrumpfen schien. Dies sei ja nun der letzte Blumengruß und Dank, hatte er gescherzt, bevor ich meine Bürolehre antrat, mir ein Fünf-, statt des üblichen Zwei-Mark-Stücks in die Hand gedrückt und alles Gute für den Ernst des Lebens gewünscht.

Diesem Ernst war ich noch einmal entkommen. Gnädig, wenngleich ein wenig säuerlich lächelnd, hatte der Bürgermeister in diesem Jahr nun wieder sein Alpenveilchen entgegengenommen. Doch verlor er kein Wort darüber, dass ich der Gemeinde erneut auf der Tasche liegen würde; wünschte mir vielmehr wie die Jahre zuvor alles Gute, diesmal für meinen Start als »Jüngerin der Wissenschaft«, und dass ich der Gemeinde weiterhin Ehre machen solle.

Die Straßenbahn schaukelte mich durch das behaglich warme Wohnzimmer des Bürgermeisters, um den Christbaum herum, vom Kamin zu den tropischen Pflanzen im Blumenfenster, schaukelte mich durch die Dunkelheit am Rhein entlang, ich döste, träumte, Endstation Rheinheim.

Kalt war es draußen, schneidend kalt, stockfinster noch immer. Der Bus kam erst in zwanzig Minuten. Kein Wartehäuschen. Kein Unterstand. Ich gesellte mich zu der Menschentraube an der Haltestelle, dichtgedrängt wie die Schafe, nur wagten wir nicht, einander zu berühren. Doch unsere Atemstöße vermischten sich zu einer eisigweißen Wolke, die wie ein feiner Nebel zwischen und über uns lag.

»In der Schweiz«, ließ sich eine Männerstimme nahe dem Haltestellenpfosten vernehmen, »ist sogar der Züricher See zugefroren.«

Ein enormer Ausstoß weißgefrorener Luft unterstrich diesen Befund, den eine kältebebende Frauenstimme mit einem knappen »Der Bodensee auch« verstärkte. Jemand fing an, mit den Füßen aufzustampfen, eine zweite Person tat es der ers-

ten nach, ein Stampfen und Mit-den-Armen-um-sich-Schlagen begann, wir rückten auseinander und wuchsen doch in diesem Stampfen und Schlagen noch näher zusammen. Aus unseren Mündern stiegen die weißen Nebel wunderbar, und wir lachten hinter hochgestellten Kragen einander an.

Der Bus wurde in Rheinheim eingesetzt. Kalt und leer. Einzelnen in die Sitze gekauert, fiel unsere Heizgemeinschaft wieder auseinander, jeder zog sich in sich zusammen, machte sich klein, als böte er so der Kälte weniger Angriffsfläche. Ab Ruppersteg wurde der Bus voller, Jungen und junge Männer, meist Schüler, die wie ich zum Gymnasium fuhren. Der Tonfall ihrer Stimmen, die Lässigkeit ihrer Gesten, die bessere Kleidung zeigten, mit welcher Selbstverständlichkeit sie ihren Platz nicht nur im Bus von Ruppersteg nach Riesdorf oder im Franz-Ambach-Gymnasium einnahmen, im ganzen Leben ergriffen sie so von ihren reservierten Plätzen Besitz. Mussten sich weder beeilen noch anstrengen, das Klassenziel zu erreichen. Generationen, oder doch wenigstens die Eltern, hatten längst für eine Erneuerung des Abonnements der ersten Ränge gesorgt. Mein Blick fiel auf einen hochgeschlagenen Kragen, an den Rändern von schwarzem Pelz überlappt. Ich, Hilla Palm, würde es ihnen zeigen, sie bezwingen, meinen Platz in ihrer Abonnementsvorstellung erobern. Ich grinste: Der kurzgeschorene Kopf überm Pelz erinnerte an ein schlachtreifes Karnickel.

»Die Naturgewalt des Lachens ist das allergrößte Wunder«, hatte Rosenbaum in seinem Brief geschrieben. »Der Mensch kann auf seinem Weg alles verlieren: Jugend, Gesundheit, Kraft, Glauben, Gedächtnis, Namen. Bewahrt er sich sein Lachen, bleibt er Mensch. Der Anlass Deines Lachens spielt keine Rolle. Oft fragst Du Dich hinterher, worüber Du eigentlich gelacht hast. Du kannst Dein eigenes Lachen nicht enträtseln. Lachen ist Selbstverteidigung. Durch Lachen überwindest Du, was über Dir steht, stärker ist als Du. Lachen ist Philosophie. Selbstbestätigung. Du kannst in auswegloser Lage sein. Das Lachen drängt von innen herauf und hebt Deine Bürde an. Schützt Deine

Würde. Lachen ist Befreiung.« Ich tastete nach dem Lachstein. Und lachte.

Der Verkehr wurde dichter, eine glitzernde Strecke an erleuchteten Schaufenstern, Neonreklamen vorbei. In Riesdorf stiegen die Gymnasiasten aus, ich reihte mich in die Schülerschar ein, über die Straße, durch den Park, es dämmerte nun, und ich spürte die Blicke, die mich, offenbar das einzige Mädchen, trafen. Kaum hatten wir den Schulhof erreicht, ertönte ein Gong, man ordnete sich klassenweise, nur die Älteren blieben in Gruppen zusammen. Ich schob mich hinter einen Baum.

Kein Lehrer in Sicht. Es gongte zweimal, ein Mann stieß das Portal des Backsteingebäudes auf. Ich trat aus der Deckung, marschierte in meinen Stiefeln aus Seehundsfell durch die Reihen der Schüler dem Mann entgegen, Pfliffe und Anrufe kaum wahrnehmend. Der Mann war auf der oberen Treppenstufe stehen geblieben, so, dass ich hinaufstapfen musste, um ihn, zwei Stufen unter ihm stehend, mit einem Blick wie die Engel im Himmel gen Christus, zu fragen, wo bitte denn die Klasse des Aufbaugymnasiums sei. Drei weitere Schläge tat der Gong, die Schüler setzten sich in Bewegung.

»Halt!«, donnerte der Mann vor mir und hob die Hand am gestreckten Arm, um dem Schwarm Einhalt zu gebieten. Unwillkürlich duckte ich mich, trat – nicht leicht auf einer Treppe – einen Schritt zurück, wäre gestürzt, hätte die Hand mich nicht gepackt und auf den Füßen gehalten. »Aha, Sie sind also das Wunderkind«, sagte er mit freundlichem Spott. »Fest auf beiden Beinen bleiben. Und keinen Schritt zurückweichen! Trotzallem! Kommen Sie, ich bringe Sie hin.«

Seine Hand, noch immer auf dem Ärmel meines Wintermantels, von Cousine Hanni, zwei Nummern zu groß, drehte mich langsam um. Er trat auf die Stufe neben mich, und so, seine Hand auf meinem Oberarm, gingen, nein, schritten wir die Stufen hinunter, an den glotzenden Schülern vorbei, die sich widerwillig in Richtung Klassenräume bewegten, wartendes Lehrpersonal schon warnend in den Fenstern.

»Fräulein Palm, nehme ich an«, ergriff mein Führer das Wort. »Melzer, Geschichte und Philosophie. Ich habe schon von Ihnen gehört. Na, bei uns haben Sie ja jetzt endlich gut lachen.«

Der Lehrer ließ meinen Arm fahren, ging voran und deutete über den Schulhof hinaus: »So, da sehen Sie's schon.« Er blieb stehen. »Da vorne. Und jetzt entschuldigen Sie mich, meine Klasse wartet.«

Vor mir stieg eine langgestreckte, graue Baracke mit kleinen, hellstrahlenden Fenstern wie ein Geisterschiff aus dem Morgendunst. Ich suchte ein Gymnasium. Das Aufbaugymnasium. Doch weit und breit war kein anderes Gebäude zu sehen. Nur ein Sportplatz und die weiten Auen um den Lauf eines Flüsschens.

Vielleicht, dachte ich, zog man sich in der Baracke gerade für den Sportunterricht um; aber in dieser Kälte? Ich schob die Tantenmütze hoch, legte ein Ohr an die Bretterwand. »Quid est«, fragte eine Männerstimme, »in homine ratione divinius?« Ganz klar: Was ist im Menschen göttlicher als seine Vernunft? Die Stimme klang eintönig, gleichmäßig, artikulierte mit äußerster grammatikalischer Genauigkeit, die jede Vorsilbe, Endsilbe, jeden Schlusslaut geradezu zelebrierte, wobei sie keinen Unterschied machte zwischen Haupt- und Nebensätzen, geschweige denn zwischen Vor-, Haupt- und Endsilben, was dem Vortrag etwas Zwingendes, beinah Hypnotisierendes gab. Ich stand gebannt, versuchte zu übersetzen, versuchte zu folgen, vergaß die Kälte über einem gewissen Kritolaus, der in die eine Schale die Güter der Seele, in die andere die des Körpers legt. Was, ja, was hindert ihn, auf der Tüchtigkeit das glücklichste Leben aufzubauen? Ich klinkte die Tür auf, Hitze verschlug mir das Atmen. Runter mit der Mütze, dem Schal, raus aus dem Mantel. Die Innentür ging auf. Der Lateinlehrer. Groß, dürr, knochig; schwarzes, ölig glänzendes Haar fiel ihm in die Stirn, ein breiter, blasser Mund im fahlen Gesicht, später erfuhr ich, sein halber Magen sei wegen Geschwüren herausgeschnitten.

»Salve!«, sagte er und hielt mir einladend die Tür auf.

»Salve!« Verwirrt sah ich den Lehrer an.

»Nomen mihi est Sellmer. Quid est tibi nomen?«^{*}

»Vocor Hilla Palm.«^{**}

Ich fühlte, wie ich wieder zu Atem kam. Heiß nur noch von den bullernden Heizkörpern.

»Hic quid vis?«,^{***} ging das Verhör auf Latein weiter.

Ich antwortete, ohne zu zögern. Die Stunden mit dem Bruder und seinen Lateinbüchern am Küchentisch, die Nachmittage im Holzstall mit *Stowasser* und *Nota*, die langen Abende in der Küche über *Atrium Linguae Latinae* mit Fabeln, Sagen, bunten Geschichten aus der Alten Welt, bis im Herd das Feuer ausging, machten sich bezahlt.

»Tiro in chartaria laboravi, Emeritus.«^{****} Das hatte ich mir zu Hause zurechtgelegt. »Discam et scholae et vitae«,^{*****} antwortete ich, sicher und vergnügt, als hätte ich nie etwas anderes gesprochen als die Sprache Gottes, die Sprache der römischen Dichter und Krieger, die nun die meine werden würde. Klare Fragen, klare Antworten. Subjekt, Objekt, Prädikat. Ich war am Ziel. Das Wilhelm-von-Humboldt-Aufbaugymnasium war eine Baracke; ein Behelfsgebäude. Etwas Vorübergehendes. Was ich hier lernen würde, hatte Bestand. Hatte Bestand gehabt und würde Bestand haben. Plusquamperfekt und Futurum I. Ein Konjunktiv, den ich verwandeln würde in einen Indikativ. Und niemals Futurum II: Es wird Bestand gehabt haben.

»Vos instruam!«, rief Sellmer. »Audite! Vorstellung, bitte!«

»Monika Floraevallis, Monika Blumenthal«, sagte das dunkelhaarige Mädchen neben mir; erklärte, dass sie »in silvae domo«, in Waldheim, wohne, und lächelte mich an. Ihr folg-

^{*} Mein Name ist Sellmer. Und wie heißen Sie?

^{**} Ich heiße Hilla Palm.

^{***} Und was wollen Sie hier?

^{****} Ich habe als Lehrling im Büro der Fabrik für Papier und Pappe gearbeitet.

^{*****} Ich will für die Schule und das Leben lernen.

ten Anke Sutor und Astrid Faber, klar, Schuhmacher und Handwerker. Anke hieß wirklich so. Astrid hieß Kowalski. Ihr Vater war Werkzeugmacher. Auch der männliche Teil der Klasse wartete mit den merkwürdigsten Familiennamen und Ortschaften auf. Zwar begriff ich, dass es sich um verwegene Übersetzungen handelte, behalten konnte ich fast nichts, außer den Vornamen der Mädchen und den Namen eines großen Blondens, um etliches älter als wir. Nikolaus Opulentus, vulgo Clas Reich, reich an Gütern, Geld und Einfluss – das schien auf ihn zu passen.

Wir waren vierzehn mit mir, der Neuen. Aus weitem Umkreis kamen wir hier zusammen. Angefangen, erfuhr ich später, hatten zweiunddreißig. Zehn Jungen und vier Mädchen saßen wir in Hufeisenform an sieben Zweiertischen.

»Hilla, das meint doch wohl Hildegard?«

Ich nickte.

»Hildegardis also. Und nun zu Palm. Die Palme. In der Antike das Zeichen des Sieges. Im Christentum Symbol für das Leben. Steckt allerhand drin in so einem Dattelnkern. Palmes, palmatum, palmetum, palmifer, palmosus, palmula, palmaris«, spulte Sellmer herunter.

»Palmes – der Schössling, der Zweig«, schrieb der Lehrer an die Tafel, »palmatum – mit Palmenzweigen bestickt; palmetum – der Palmenhain; palmosus – palmenreich; palmifer – palmentragend; palmula – 1. das Ruder, 2. die Dattel; palmaris – vorzüglich.«

Der Lehrer setzte die Kreide ab. »Nun, Fräulein Palm?«

»Palmaris!«

»Vorzüglich!«, bestätigte der Lehrer. »Fräulein Hildegard Vorzüglich. Discipula Hildegardis Palmaris. Nomen est omen. Wollen wir hoffen. Sind Sie zufrieden mit diesem Namen?«

Ich nickte. Warum nicht?

»Sie dürfen sich nämlich auch einen Namen erfinden. Das dürfen alle hier. Wie die freigelassenen Sklaven in Rom. Die übernahmen den Namen ihres Herrn. Aber wir leben ja in einer

Demokratie. Also wählen Sie. Oder warten Sie«, Sellmer fasste mich ins Auge, »Ursula zum Beispiel. Was meinen Sie? Oder Stella? Rosa?«

Ursula? Die kleine Bärin. Kam nicht infrage. Auch so ein Name, den die Verwandtschaft, genau wie Hildegard, nicht richtig hätte aussprechen können und in ein Orsela verwandelt hätte. Bestimmt hätte ich mich als Ursula in Ulla umgetauft.

»Petra«, entschied ich. »Petra Leonis.«

Sellmer zog die Brauen zu zwei spitzen Dreiecken hoch. »Stein des Löwen. Zwei wahrhaft königliche Symbole. Der Stein: In der griechischen Sage warfen Deukalion und Pyrrha Steine hinter sich, aus denen ein neues Menschengeschlecht wuchs. Im Christentum Symbol der Standhaftigkeit und Uner-schütterlichkeit, siehe Petrus, der Felsenapostel. Nur zwei von vielen Bedeutungen. Und der Löwe? Er steht, kurz gesagt, für das Verschlingende wie für das Siegende. Für Tod und Auf-erstehung.«

Sellmer zog den Kopf auf die Brust und dehnte die Schultern nach hinten. Auf seinem fahlen Gesicht bildeten sich rote Fle-cken der Begeisterung. Anders als bei den lateinischen Vorträ- gen, deren hypnotische Wirkung von ihrer Monotonie herrührte, riss uns, wenn es auf Deutsch um Leben und Literatur seines geliebten Römervolkes ging, seine Begeisterung mit. »Übrigens: Auch in Rom konnte man seinen Namen frei wählen. Aber nur als Mann. Und nur als Mann von Stand. Gaius Iulius Caesar nannte man meist Caesar; aber Augustus' Stiefsohn und Nach-folger Tiberius Claudius Nero war als Tiberius bekannt. Doch nun genug davon.« Sellmer stellte die Beine zusammen, schob die Daumen in die Armlöcher seiner Weste, was seiner schlak-sigen Gestalt nolens volens eine Straffheit verlieh, die er seiner verehrten, von allem Firlefanzen gereinigten Sprache schuldig zu sein glaubte.

»Saluto vos initio anni novi. Novus annus nobis praebeat: PACEM.« Sellmer ergriff die Kreide und schrieb den Satz an die Tafel. »Discipula Floraevallis!«

»Ich grüße euch am Beginn des neuen Jahres«, übersetzte meine Nachbarin schleppend. »Das neue Jahr bringt uns Frieden.«

»Nun, das wollen wir hoffen, discipula Floraevallis. Zunächst aber habe ich es etwas bescheidener beim Konjunktiv belassen, der Wunschform: bringe uns Frieden, das neue Jahr. Ja, es bringe uns Frieden. Und was wird von Ihnen noch weiter gewünscht?«

»Ut feriae longae sint!«^{*}, strahlte Tim Wottrich, offenbar der Spaßvogel der Klasse.

»Ut valeamus!«^{**}

»Portae multae per FC Colonia!«^{***} Tim stupste seinen Nachbarn in die Rippen.

»Na, die Tore möchte ich nicht schießen«, lächelte Sellmer. »Ut FC Coloniae manus pedifollica saepissime follem in portam inferat!«^{****}

»Da ist der Ball ja im Gegentor«, feixte Clas. »So lange, wie der braucht.«

Sellmer tat, als habe er nichts gehört. »Und was wünschen Sie sich, discipula Leonis? Müsste übrigens korrekt Leaena heißen, die weibliche Form.«

Ja, was wünschte ich mir für das neue Jahr? Gute Noten. Wie übersetzen? »Omnem honorem, äh, ornamentum ...« Mir wurde heiß. »Multos libros bonos!«, schob ich hinterher.

»Ehre und Auszeichnung«, Sellmer deutete ein Lächeln an, »und viele gute Bücher, na dann. Omnia bene eveniant. Viel Erfolg!«

Es kam noch einiges an Wünschen, äh, optationes, zusammen: eine Reise nach Rom, Gottes Segen für das Zweite Vatikanische Konzil, das wünschte sich Alois, genannt Pius, der Fromme, uno

^{*} Dass die Ferien lang sein mögen!

^{**} Dass es uns gut gehen möge!

^{***} Viele Tore für den FC Köln!

^{****} Dass die Fußballmannschaft des FC Köln den Ball sehr oft ins Tor schießt.

opus sculptile Viennae magnum, das war wieder Clas, der, ungefragt, dennoch für die phantasievolle Übersetzung eines Wiener Schnitzels gelobt wurde, worauf wir dann alle in Wortschöpfungen wetteiferten.

Schließlich brach Sellmer ab. »Na also«, das Lächeln hatte sich von den Mundwinkeln bis in seine Augen ausgebreitet. »Da sage nun noch einer, Latein sei eine tote Sprache. Na, das glaubt ja nun ohnehin von Ihnen keiner mehr. Und Sie, discipula Leonis, bleiben nach der Stunde noch kurz bei mir.«

Sellmer griff in seine Aktentasche und stellte einen grünen Kopf auf den Tisch. »So, da ist er wieder. Es wird ernst. Erkennen Sie ihn?«, wandte sich Sellmer an mich.

Na klar, da wir *De bello Gallico*, den *Gallischen Krieg*, lasen, das hatte man mir gleich nach der Aufnahmeprüfung mitgeteilt, musste dieser Kopf dessen Verfasser gehören. »Heute«, Sellmer rieb sich die Hände, »wollen wir einmal sehen, was uns Caesar im siebenundzwanzigsten Kapitel seines sechsten Buches zu sagen hat. Herr Fromm, discipule Pius, bitte lesen Sie.«

Pius begann: »Sunt item, quae appellantur alces.« Ich erkannte die Stelle auf Anhieb. Bertram hatte mich vor dieser Geschichte gewarnt. Meist nehmen die Lehrer sie an Karneval, hatte er hinzugefügt, gern aber auch am Anfang eines Jahres oder Schuljahres. Gute Stimmung und so.

Während Pius las, schrieb Sellmer die neuen Vokabeln lateinisch und deutsch an die Tafel: »Alces – Elche; capra – Ziege ...«

»Discipula Sutor, ea transfer!«

»Auch gibt es solche, die Elche genannt werden«, begann Anke. »Sie sind ähnlich der Figur der Ziegen und haben verschiedene Häute.«

»Consiste! Stopp!«, rief Sellmer. »Verschiedene Häute ... Wie heißt das genauer?«

»Scheckige Felle!«, sagte ich, war doch klar. »Varius«, fügte ich hinzu, »bunt, scheckig.«

»Dann machen Sie doch gleich weiter, discipula Leonis!«

Fließend und frei – strenge lateinische Grammatik durch rheinische Lust am Fabulieren zu besiegen, sollte mein Markenzeichen werden – brachte ich meinen Klassenkameraden die hanebüchene Geschichte von den Tieren mit stumpfen Hörnern und ohne Gelenkknöchel zu Gehör. Daher, so Caesar, schliefen die Tiere im Stehen, an Bäume gelehnt, und würden gefangen, indem Jäger diese Schlafbäume an den Wurzeln untergruben oder so weit anschnitten, dass die Tiere, lehnten sie sich dagegen, mitsamt dem Baum umkippten, wehrlose Beute.

Von Satz zu Satz war das Raunen lauter geworden. Monika kicherte.

»Tace!«, gebot Sellmer Ruhe. »Discipuli«, wandte er sich an alle, »was haltet ihr davon?«

»Insanum est!«^{*} Armbruster, pardon, Pauperpectus, warf den Kopf in den Nacken.

»Caesar insanus non est«,^{**} widersprach Pius.

»Sermone nativo utere!«,^{***} befahl Sellmer schmunzelnd. »Oder auch: sermone patrio.«^{****} Sprechen Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist, discipule Pauperpectus!«

»Völlig irre Übersetzung«, hielt der nicht hinterm Berg. »So etwas schreibt doch kein Caesar!«

Die Klasse murmelte Zustimmung. Ich lehnte mich zurück. Genau so hatte mir Bertram die Reaktion in seiner Klasse geschildert.

»Discipula Leonis?«, wandte sich Sellmer an mich.

»Totum emendatum est!«, beharrte ich. »Alles richtig.«

»Nun, dann wollen wir mal sehen.«

Geduldig ließ der Lehrer nun Wort für Wort übersetzen. Und es stellte sich heraus, was ich wusste: Ich hatte den Text etwas blumig, aber durchaus emendate, in der Sache richtig, wieder-

^{*} Das ist verrückt.

^{**} Caesar ist nicht verrückt.

^{***} Gebrauche die Muttersprache.

^{****} Muttersprache

gegeben. Schon mit Bertram hatte ich die Geschichte hin und her gewendet. War Caesar beim Met von einem germanischen Spaßvogel auf den Arm genommen worden? Oder hatte der Feldherr mit seinem Bericht den eigenen Landsleuten einen Bären aufbinden wollen?

Wie auch immer. Sellmer teilte die Ansicht, dass es sich hier im sechsten Buch des *Gallischen Krieges* um das erste Jägerlatein der Weltliteratur handelte, dass seitdem jedes jägerische Phantasieerzeugnis als »Latein«, »Jägerlatein« bezeichnet wurde.

»Und da wir schon mal bei den Tieren sind«, fuhr er fort: »Weiß jemand, woher die ›Zeitungsente‹ kommt?«

»Aus den *acta publica*?«, wagte Pius eine Vermutung.

Der Gong zur Pause ertönte. Niemand machte Anstalten, den Raum zu verlassen.

»Nun«, sagte Sellmer, »das hat nicht direkt etwas mit unserem Pensum zu tun. Nur so viel: Früher musste eine nicht völlig gesicherte Pressemeldung mit n.t. gekennzeichnet werden. N.t., was nichts anderes heißt als? Na, ich sag's Ihnen: non testatum heißt das. N.t. Nicht bezeugt. *Omnia bene*?« Sprach's und verstaute seinen Caesarenkopf wieder in der Aktenmappe. »*Discipula Leonis*, auf ein Wort.«

Erwartungsvoll blieb ich sitzen, während die anderen sich zögernd erhoben. Bei der Kälte hatte es niemand eilig.

»Sie können noch einsteigen.« Sellmer reichte mir den Abzug einer Matrize: »Hier. Würde mich freuen, wenn Sie mitmachten, in *currum currentem saliens*, auf den fahrenden Zug aufspringend, sozusagen.«

Ich sah den Lehrer verständnislos an. Der schaute auf die Uhr. »Die Oberprima drüben wartet. Sie finden alles in diesem Papier. Das hat Zeit bis zu Hause.«

Es war ein Liebesbrief. Sellmers Liebesbrief an die lateinische Sprache. Die Beschwörung ihrer Einzigartigkeit. Von ihrem Ursprung, ihrem Wachsen, ihrer Meisterschaft, sich des Grie-

chischen zu bedienen, war da zu lesen; von den Dichtern, die sie genutzt, geformt und entwickelt hatten; vom Siegeszug des Lateinischen als Sprache der abendländischen Wissenschaft für mehr als anderthalb Jahrtausende; von ihrer Fähigkeit, die Sprachen der unterworfenen Völker zu bereichern: das Englische, Deutsche, Französische; mehr als drei Viertel aller Fremdwörter im Deutschen stammten aus dem Lateinischen.

»Das Lateinische – eine tote Sprache?«, schloss das Plädoyer, und ich glaubte, Sellmers höhnisch triumphierende Verneinung zu hören. »Wir alle sprechen Latein, ohne es zu wissen. Wenn wir Augen und Ohren offenhalten, stoßen wir überall auf lateinische Redewendungen und Schlagwörter.«

Diese galt es aufzuspüren. *Nolens volens und tabula rasa, cui bono und in medias res ...*

Aber Sellmer ging es um mehr. Auch einzelne lateinische Wörter, die im Deutschen so taten, als gehörten sie seit den Urgermanen dazu, sollten aufgestöbert werden, Wörter, unverändert seit Augustus' Zeiten, wie Zirkus, Alibi, Datum, Globus, Interesse, Luxus, Motor, Propaganda, Terror, Universum ... Dazu deutsche Wörter lateinischer Abstammung, wie Ziegel aus *tegula*, Mauer aus *murus*. Und schließlich deutsche Wörter, die aus dem Lateinischen übersetzt worden waren, Sellmer nannte sie Lehnübersetzungen, etwa Barmherzigkeit, ein Wort, das findige Mönche aus *miser i cordia* geformt und damit nicht nur ein neues Wort, sondern auch ein dem Christentum verbundenes, neues Gefühl verkündet hatten. Für den erfolgreichsten Sammler war am Ende des Schuljahres ein Preis ausgesetzt. Seit den Sommerferien – ich brütete da noch über Stenokürzeln – war die Klasse schon mit dieser Sammlung beschäftigt.

»Eine Art Ahnenpass«, hatte Sellmer unter die *blassila* Matrizenbuchstaben gekritzelt, und: »Sie sind doch katholisch. Fangen Sie doch da einmal an.«

Wörter hatten eine Geschichte! Nicht wie Sonne und Mond, eine Rose, ein Baum einen ewigen Sinn, eine unveränderliche

Die Großmutter griff nach einer Kartoffel. »Isch? Nä«, sagte sie. »Wie küs de dann do drop? Dat is doch nix für usserens. Dat is die Sprache Jottes.«

»Rischtisch«, sagte Bertram. »Aber mir sind doch alle Jottes Kinder. Da könne mir doch auch seine Sprache spreschen. Sonst verstehe mir den ja nit.«

Die Großmutter ließ Kartoffel und Messer sinken. In einer langen, hauchdünnen Spirale hing die Schale von der Knolle herab. Sie sah den Bruder liebevoll an. Bertram, seit fast zehn Jahren Messdiener, besaß, anders als ich, der Düwelsbrode, ihr Vertrauen. Gut, dass sie nicht wusste, wie es um mich und den lieben Gott stand. Mit drei Kerzen in der Kirche und einem Gebet vor allen Worten, inbrünstig wie in Kindertagen, als ich noch an Wunder glaubte, hatte ich Ihm draußen bei der Großvaterweide für meine Erlösung aus dem Lehrlingsdasein gedankt. Danach ließ ich es wieder beim Besuch der Sonntagsmesse bewenden, und Er schien damit zufrieden.

»Nur en bisschen anders is dat«, fuhr Bertram fort, »so wie wenn de Platt un Hochdeutsch sprischst. Da hören sisch de Wörter ja auch en bisschen anders an. So wie Boom un Baum oder Bruut un Brot, so sacht der Pastor angelus, und du sacht Engel. Altare ist der Altar, Kloster kommt von claustrum, Monstranz von monstrare. Und da jibet noch viel mehr Wörter wie die.«

Die Großmutter nickte. »Un Amen?«, fragte sie. »Sacht der liebe Jott auch Amen? Un Halleluja? Un Hosianna? Un Christ? Un Kirche?«

»Nä, Oma«, sagte ich. »Dat kommt aus dem Hebräischen, sozusagen von Gottvater. Und Christ und Kirche, die kommen aus dem Griechischen. Aber Pastor zum Beispiel, das heißt Schäfer, wie der gute Hirte. Und Petrus. Der Fels, auf dem die Kirche gebaut ist.«

Das war zu viel. Die Großmutter nahm die Kartoffel wieder auf. Setzte das Messer exakt da an, wo sich die Spirale aus der Schale wand, hielt dann aber noch einmal inne und blinzelte

listig. »Pengste[°]«, sagte sie. »Jesus hat uns doch den Heiligen Geist geschickt. Wer zu Jott betet, der kann dat in jeder Sprache tun. Jott versteht alles. Un er sprischt zu jedem so, dat der dat versteht. Jott sprischt alle Sprachen.«

Und Bertram und ich waren mit unserem Latein am Ende.

Verblüffenden Erfolg hatten wir dagegen, als wir am Nachmittag die Mutter gemeinsam mit Tante Berta und Cousine Hanni im sonntäglich geheizten Wohnzimmer antrafen. Berta war die ältere Schwester der Mutter, resolut in dem Maße wie die Mutter zaghaft. »Et kütt, wie et kütt«, sagte man in Dondorf. So weit waren sich die Schwestern einig. Doch dann schlussfolgerte die Tante: »Et hätt noch immer jutjeange«, während die Mutter überzeugt war: »Dat dicke Äng kütt noch«,^{**} woran sie ihre klammheimliche Freude hatte. Hanni, früher Arbeiterin in der Weberei, war verheiratet; Rudi, ihr Mann, Reitlehrer, hatte einen Hof geerbt, Land verkauft, also jet an de Föb.^{***}

Die Frauen beugten die Köpfe über eine Zeitungsbeilage; der Winterschlussverkauf stand bevor.

»Die feminine Linie in der Mode«, Hannis Stimme klang beschwingt, fast frohlockend. »Hier kuckt mal, die Kostümschen. Der reine Luxus.«

Bertram stieß mich in die Rippen. Die Frauen sahen auf.

»Wat wollt ihr denn hier?« Die Mutter machte eine Handbewegung, als wolle sie uns verscheuchen, doch Hanni rückte schon auf dem Sofa für Bertram und mich zur Seite. »Wie jeht et denn in der neuen Schul?«, fragte sie beiläufig, und ich antwortete ebenso unverbindlich: »Jut«, und das reichte uns allen.

»Dat interessiert die Kenger doch nit.« Tante Berta, aus ihrer Strickjacke dampfend, schnippte auf die Zeitung und fasste uns

[°] Pfingsten

^{**} Das dicke Ende kommt noch.

^{***} Geld haben

über ihre Brille hinweg, die sie neuerdings zum Lesen brauchte, tadelnd ins Auge.

»Von wejen.« Bertram zog Hanni das Faltblatt aus der Hand. »Hier! Die feminine Linie in der Mode. Luxus pur und exklusiv für die elegante Dame. Wisst ihr überhaupt, wat ihr alles könnt? Dat hier ist Latein! Und ihr könnt dat lesen! Und verstehen!«

Die Frauen sahen Bertram an, als hätte der den Verstand verloren. Jetzt war ich dran. »Feminin, das kommt von lateinisch femina, die Frau, Linie kommt von linea, die Linie«, dozierte ich, »Mode von modus, die Art und Weise, Luxus haben schon die alten Römer gesagt und pur und exklusiv auch. Dame kommt von domina, die Herrin, und elegant, das sagte man auch schon vor Christi Geburt, wenn jemand anständig angezogen war. Ist das nicht einfach wunderbar? Dass wir so alte Wörter gebrauchen für ganz neue Sachen?« Ich biss mir auf die Lippen. Zu viel des Gutgemeinten.

Betretenes Schweigen.

»Un so wat lernt ihr?« Hannis Stimme hatte ihre selbstgewisse Fröhlichkeit, mit der sie die Annonce! vorgelesen hatte, verloren. Aber ich glaubte auch, einen Unterton zaghafter Bewunderung herauszuhören.

Nicht einmal die Tante wagte, ihr Lieblingswort hervorzu stoßen, das sie für alles parat! hielt, was ihr nicht passte, sagte nicht: Kokolores!, holte tief Luft, senkte das vielfache Kinn in den V-Ausschnitt und murrte, wenn auch ungewohnt verhalten, beinah kleinlaut: »Un wat has de davon, dat de dat all weiß?« Doch mit jeder Silbe gewann die Tante ihre Courage! zurück. Hämisch sah sie die Mutter an: »Dofür jibt dir doch keiner ne Penne. Wenn dat alles es, wat se ösch beibrenge!« Und dann kam sie doch noch, die Verdammnis: »Kokolores!«

Aber Hanni hatte Feuer gefangen, und die Mutter schlug sich ohnehin stets auf die Seite der Gegner ihrer älteren Schwester.

»Wat wisst ihr denn noch für Wörter, die mir von de alte Römer haben?« Trotzig sah die Mutter der Tante ins schadenfrohe Gesicht.

»Alle Wörter«, sagte Bertram, »die mit -at aufhören, kommen aus dem Lateinischen. Zum Beispiel privat, separat ...«

»Parat?«, fragte die Mutter zögernd.

»Rischtisch!«, schrien Bertram und ich.

»Adveniat«, sagte die Mutter mit fester Stimme. Das musste stimmen, es kam aus der Kirche.

»Kandidat«, platzte Hanni heraus.

»Resultat«, rief die Mutter.

»Diktat!«

»Sabbat!«

»Kamerat!«

»Inserat!«

»Schluss jitz!« Die Tante schwenkte das Zeitungsblatt, als wollte sie die lästigen Lateiner wie Ungeziefer herausschütteln.

»Maria, mach uns ens en Botteramm! Met Kies!* Kütt dat och von dinge ahle Römer?« Die Tante sah mich an wie die Katze die Maus vorm letzten Hieb.

»Ganz genau! Ausgezeichnet! En Botteramm mit Kies! Tante«, sagte ich, »das ist reines Latein!«

Die Tante schnaufte ungläubig.

»Butter, das hieß bei den Römern butyrum«, erklärte ich unbeirrt, »hört sich doch ganz so an wie Botteramm. Und Käse hatten die auch schon, caseus.«

Als sei ihr ein Geschenk in den Schoß gefallen, breitete sich ein scheues, ungläubiges Lächeln auf dem Gesicht der Tante aus, das ihren derben Zügen eine mädchenhafte Anmut verlieh; so mochte sie als Schulkind ausgesehen haben, wenn der Lehrer sie lobte.

»Salat!«, sagte sie versöhnlich. »Spinat. Muskat. Prummetat.**«

Bertram holte schon Luft, ein Rippenstoß brachte ihn zum Schweigen.

* Maria, mach uns doch ein Butterbrot! Mit Käse!

** Pflaumenkuchen

»Dann sind Sie wohl auch schon alle einmal einen Berg hinaufgefahren und wieder hinunter.«

Zustimmendes Gemurmel. »Nun, dann wollen wir mal.« Meyer straffte sich. Offenbar gewillt, den pädagogischen Triumph, den Sellmer im Lehrerzimmer verkündet haben mochte, zu übertrumpfen, bestellte er mich an die Tafel und drückte mir ein Stück Kreide in die Hand. »Ein Radfahrer durchfährt einen Höhenunterschied von dreihundert Metern mit Rücktrittbremse. Sein Gewicht einschließlich Rad beträgt neunzig Kilo.«

Der Lehrer machte eine Pause. Sah mich an.

»Drehundert, neunzig«, murmelte ich. »Radfahrer durchfährt, kein gutes Deutsch, sollte ›durchquert‹ heißen, auch nicht gut, besser: Ein Radler durchfährt, ja, dann ist die Wiederholung weg.«

»Nun, Fräulein Palm«, unterbrach der Mathematiklehrer meine Korrekturbestrebungen, »darum geht es hier nicht. Ich komme nun zu meiner Frage: a) Welche Wärmemenge entsteht in der Rücktrittbremse? b) Wie heiß wird diese bei einer Masse von achthundert Gramm Stahl und fünfzig Prozent Wärmeabgabe?«

Eingeschüchertetes Schweigen im Zimmer.

»Ich gebe eine Hilfestellung.« Meyer nahm mir die Kreide aus der feuchten Hand und haute eine Formel an die Tafel.

Schlimmer hätte es nicht kommen können. Ich hörte die Wörter, am Satzbau war nichts zu bemängeln, der Radfahrer ist ein Radfahrer ist ein Radfahrer, wusste doch jedes Kind, was der tut, Rad fahren, Höhenunterschiede durchfahren und die Rücktrittbremse bedienen.

Ich spürte, wie mir eine beträchtliche Wärmemenge in die Wangen stieg, hätte gern mehr als fünfzig Prozent Wärme abgegeben; heißer als meine durchdrehende Gehirnmasse konnte die Masse von achthundert Gramm Stahl gar nicht werden, ich stierte auf die »Hilfestellung« an der Tafel, mechanisch ergriff ich die Kreide, die Meyer mir auffordernd entgegenstreckte.

Schon wurde rechnendes Gemurmel laut, ich spitzte die Ohren, Armbruster am Ende des Hufeisens murmelte betont

vernehmlich: »Dreihundert mal neunzig«, und ich beeilte mich, das Aufgeschnappte zu fixieren, sogar das Ergebnis kriegte ich noch hin. Was es aber damit auf sich hatte, was die Zahlen bedeuteten und wie es weitergehen sollte, konnte ich dem hilfsbereiten Zischeln des Klassenkameraden nicht entnehmen.

Verzweifelt flehten meine Blicke, und Meyer, weit davon entfernt, sich an meiner Unfähigkeit zu weiden, schickte mich betrübt auf meinen Platz. Wunderkind hatte versagt. Die widerliche Mischung aus Zahlen und Wörtern, in denen die Zahlen von vornherein die Oberhand hatten und auch behalten mussten, kickte mich wieder mal auf die Matte. Mein wisperndes Gegenüber indes schob den Pulloverärmel in die Höhe, ein blaßes, dicht und dunkel behaartes Handgelenk enthüllend, und quietschte in null Komma nix die Lösungen an die Tafel, dabei Zeichen verwendend, die ich noch nie gesehen hatte.

Doch Meyerlein, wie er allgemein genannt wurde, ließ so schnell nicht locker. Wie wir wüssten, sei er in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen. Nichts sehnlicher als einen Hammer hätten sie sich damals gewünscht in dem elenden Unterstand, einen Hammer und Nägel, Holz sei ja genug dagewesen, wenn man es nur hätte nutzen können. Ach, einen Hammer und Nägel. Die eisige Tundra, der Hunger, die Knochenarbeit, Meyerlein kam in Fahrt, und ich schickte ein Stoßgebet gen Himmel, dass der Gong mich erlösen möge von allem Übel, all den perfiden mathematischen Folgeerscheinungen, die Hammer und Nägel unweigerlich mit sich bringen würden. Und da waren sie auch schon:

»Energie!«, rief Meyerlein. »Energie war, was uns fehlte. Nix zu essen im Bauch. Kalt wie Hund. Aber wie Schlittenhund, haha. Und alles mit bisschen Energie zu beseitigen.«

»Kniebeugen«, brummte es neben mir. Aber Meyerlein hatte spitze Ohren. »Kniebeugen! Jawohl. Reife Leistung! Und was ist das: Leistung?«

»Leistung, äh. Wenn ich etwas tue. Äh. Etwas leiste eben.«

»Gib's auf, gib's auf, Pütz.« Meyerlein winkte ab. Heinz Pütz,

ein zarter, zappliger Junge, kaum größer als ich, machte sich noch schmaler und zog den Kopf ein.

»Beschränken Sie sich auf Ihre Kniebeugen. Also: Was ist Leistung? Wer hat noch nicht, wer ... Ja, Fräulein Schuhmacher?«

Anke, alles war lang und dünn an ihr, von den aschblonden Haaren über die Nase bis zu Kinn und Mund, setzte sich aufrecht und rasselte eine Formel herunter, Leistung schnappte ich auf, Quotient und Zeitintervall.

Bescheiden, den Kopf gesenkt, sackte Anke wieder zusammen, als schäme sie sich ihrer Leistung über die Leistung.

»Fräulein Palm! Ein neues Spiel, ein neues Glück. Also, wenn ich bitten darf.« Meyer machte eine einladende Geste zur Tafel hin. »Aufgepasst!«

Ein unmerklicher Ruck ging durch die Klasse. »Welche Kraft wirkt auf einen Nagelkopf beim Aufschlag eines Hammers mit der Masse ist gleich ein Kilogramm, wenn man annimmt, dass der Hammer in 0,001 Sekunden bei einer Geschwindigkeit von fünf Metern pro Sekunde zur Ruhe kommt?«

Verständnisloses, empörtes Raunen.

»Noch mal. Zum Mitschreiben.« Der Lehrer wiederholte die Aufgabe, unterstrich jedes Wort mit ausdrucksvollen Bewegungen beider Hände, formte Bögen, die Anfang und Ende genau aufeinanderlegten, dergestalt die unbezweifelbare Exaktheit mathematischer Vorgänge optisch verifizierend.

Ich beeilte mich nachzukommen, und dann hatte ich es weiß auf schwarz und armer Tor und war so klug als wie zuvor. Was blieb mir übrig? Mein Gedächtnis. Bis zum Wort Hammer konnte ich der Frage folgen. Die Kraft des Dreinschlagenden, die Kraft der Hand, des Muskelspiels trifft auf den Nagelkopf, wenn er ihn dann trifft, gar nicht auszudenken, wenn er danebenhaut mit aller Kraft, nicht auf den Nagelkopf, sondern den Daumenkopf ... wo die meisten Nerven, oje, wenn der Hammer da zur Ruhe kommt, dann ist es aus mit der Ruhe, in Sekunden erfolgt dann der Aufschlag des Hammers in der Ecke.

Von einer Ecke aber war in der Aufgabe nicht die Rede, weg mit den Wörtern und her mit den Zahlen, die sich einzelner Buchstaben bemächtigt hatten, des K, des W und des N, ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Und traurig war ich auch.

Meine Niederlage vom rücktrittsbremsenden Radfahrer wiederholte sich beim Aufschlag des Hammers auf den Nagelkopf. Mathematik, Physik, Chemie entzogen sich Wundern und Gebeten, entzogen sich Kerzen und hochheiligen Opfersprechungen. Und dabei blieb es. Daran konnte auch Meyerlein, so leid es ihm tat, nichts ändern.

In der Mathematik gab es kein Vielleicht, kein Wenn-und-aber, kein Sowohl-als-auch, nur wenn und dann, wenn dann. Keine Zweideutigkeiten, von Mehrdeutigkeiten ganz zu schweigen. Diese Schlichtheit des Ja-Nein jedoch tarnte sich mit den absonderlichsten Behauptungen, die jedes gesunden Menschenverstandes spotteten und ohne die das ganze Ja-nein-Konstrukt in sich zusammenbrach. Warum sollte a Quadrat plus b Quadrat gleich c Quadrat sein? Wie konnte DF gleich EB sein? Wie BE gleich FD ? Dass Gott zu Beginn Himmel und Erde schuf, das Feste vom Flüssigen, das Dunkle vom Hellen trennte, war mit Händen zu greifen, jedenfalls wurden die Folgen göttlicher Schöpferkraft jedermann Tag für Tag vor Augen geführt. Die Sonne ging auf und unter, es wurde Licht wie seit Menschengedenken und davor, und es gab, was da krecht und fleucht wie am fünften alttestamentlichen Tag. Wo aber irgendwo in der Welt von Dondorf über Großenfeld, Langenhusen, Köln; von Düsseldorf bis Ploons oder Möhlerath hatte ich jemals eine Mitelsenkrechte gesehen? Eine Winkelhalbierende? Einen Inkreis? Wo die Diagonale eines Rhombus? Eine vierte Proportionale? Wo war ich jemals einer Tangente begegnet? Ich sah das arme Tier mit den Algen im Parkeich kämpfen, erliegen und geriet über einem »freien Schenkel« ins Grübeln. Dennoch: Ich tat, was ich konnte, Schritt zu halten mit dem Durchschnitt, was mir mehr schlecht als recht gelang. Fürs erste Zeugnis reichte

Draußen hatte sich der Nebel kaum gelichtet, und nur eine dünne Spur vom Backstein-Hauptgebäude, dem Franz-Ambach-Gymnasium, zur Wilhelm-von-Humboldt-Baracke war gestreut. Wir hatten die Erlaubnis, drinnen zu bleiben. Trotzdem: Ich musste hier raus. Frische Luft. Auch Monika schob den Stuhl zurück. Sekundenlang starrten die anderen sie an, mir schien, beinahe hätte sie sich wieder gesetzt, aber da machte sie auch schon die Tür hinter uns beiden zu und schlüpfte in einen Mantel, lang und auf Taille, mit einem schwarzen Fellkragen, den sie hochschlug wie Greta Garbo. Da stand ich in Hannis Wintermantel, musste den Gürtel festzurren, die Stoffbahnen hochziehen und verstauen, bis meine Seehundstiefel wieder zum Vorschein kamen, und hätte mich am liebsten unter meinem Tisch verkrochen. Monika putzte sich derweil bemüht umständlich die Nase.

»Mach dir nichts aus Meyerlein.« Monika hakte mich unter, und wir stelzten ein paar Schritte durch den seit Tagen gefrorenen Schnee, der unter unseren Schritten knirschend barst. »Er war eben bei den Russen und ist erst als einer der Letzten rausgekommen. Herzkrank auch. Kriegt bei der kleinsten Aufregung blaue Lippen. Ich glaube, er war enttäuschter als du. Hast du wirklich nichts verstanden?«

»Nichts!«

»Aber Latein! Da bist du doch so gut! Sellmer sagt immer: ›Abstraktes Denken ist überall dasselbe. Wer Latein kann, kapiert auch Sinus und Cosinus.«

»Ich nicht«, antwortete ich und hackte mit der Stiefelspitze in die Schneedecke. »Ich kapiert nichts, was nicht mit Wörtern zu tun hat. Dieser Mischmasch aus Wort und Zahl ist mir zuwider. Geht nicht in meinen Kopf.«

»Naja«, beruhigte mich Monika, »ist ja heute der erste Tag. Der Rolf dir gegenüber hilft dir bestimmt, uns einzuholen.«

Ich schwieg, und Monika ermunterte mich: »Jetzt haben wir erst mal Deutsch! Bei Rebmann!« Sie blieb stehen, wandte sich mir zu und packte meinen Arm noch fester: »Du wirst sehen: ein

Fä-nohmen.« Monika betonte das Wort auf der zweiten Silbe, und ich verbiss mir gerade noch die Korrektur. »Und dabei nur ein Arm. Den anderen hat er in Afrika verloren. Gott sei Dank den linken.« Monika ließ mich los und machte sich auf den Rückweg, dann, die Hände in den Manteltaschen vergraben, blieb sie noch einmal vor mir stehen, so dicht, dass unsere Mäntel sich berührten und ich ihren warmen Atem spürte: »Was glaubst du, wie das wohl ist, wenn der einen umarmt? So richtig, meine ich? Mit nur einem Arm? Diese Kraft ...« Den Rest verschluckte der Pausengong, und ohne meine Antwort abzuwarten, stapfte Monika los, ihrem Fänohmen entgegen.

Fast gleichzeitig mit uns betrat der kaum mittelgroße Endvierziger die Klasse. Sein Gesicht ein längliches, schmales Oval; weiches Kinn, scharfe Nase, die Lider verhangen, melancholische, beinah schwermütige Züge. Fest lagen die schmalen Lippen über einem starken Zahnbogen. Aschiges Haar, locker nach hinten gekämmt, setzte ein wenig zu hoch an über der Stirn. Der linke Ärmel des dunkelgrauen Flanellanzugs stak nachlässig in der Jackentasche, die Aktenmappe flog unterm rechten Arm hervor aufs Pult, wo eine kräftige Hand die Schlösser mit energischem Daumendruck aufschnappen ließ und einen Stapel Papiere hervorzog, offensichtlich Klassenarbeiten. Ich lehnte mich zurück. Ging mich nichts an.

»Spät kommt Ihr – doch Ihr kommt.« Rebmann trat vor meinen Tisch. Am Revers seines Anzugs entdeckte ich ein feines Bändchen, das dem Knopfloch Farbe verlieh und den Blick anzog wie ein drittes magisches Auge. Ein Orden, wusste Monika später dieses Fädchen zu erklären; die Medaille lege man zu Hause ins Geheimfach.

»Gestatten: Rebmann«, verbeugte sich der Lehrer vor mir wie in der Tanzschule und streckte mir seine Rechte entgegen.

Falsch, durchzuckte es mich: Der Herr wartet, bis die Dame ihm die Hand reicht. Für meinen neuen Lebensabschnitt hatte ich mich mit einem Buch versorgt, anders, als all meine Bücher

zuvor. Zu undeutlich gaben Romane in Fragen des Alltags Auskunft, zu mühsam war die Spurensuche nach Anleitungen zu korrektem Wandel in der Welt, zu perfekten Manieren, Manieren à la Bürgermeister. Mein Großenfelder Buchhändler, Maier, konnte ein ungläubiges, gleichwohl verständnisvolles, wenn nicht gar anerkennendes Lächeln nicht verbergen, als ich ihm das *Einmaleins des guten Tons* auf die Theke legte. Vierzigste Auflage! Frau Dr. Gertrud Oheim wusste, was sich gehört, und über eine Million Deutsche folgten ihr.

Die Frau, äh, Dame, streckt dem Mann, äh, dem Herrn, also »bereitwillig die Hand entgegen, wenn sie dessen Grußabsicht erkennt«. Oder war ich gar keine Dame? Zwar eine Sie, aber doch nur ein Mädchen, eine Schülerin?

Rebmanns bestimmter Händedruck brachte mich wieder ins Schulzimmer. Der Lehrer zog sich hinters Pult zurück und fragte, ob ich denn den *Werther* schon gelesen hätte.

Ich bejahte. Erleichtert.

Ich konnte übers Lesen nicht lügen.

Ein Echo meiner Kinderjahre, als ich Lesen für eine heilige Tätigkeit gehalten hatte. Übers Lesen lügen – da konnte ich ebenso gut behaupten, nach dem Schwänzen der Sonntagsmesse im Stande der Gnade zu sein. Nie hätte ich vorgegeben, etwas gelesen – und das hieß für mich: zu Ende gelesen – zu haben, so, wie manche, die freiweg über Bücher reden, von denen sie nur den Klappentext oder eine Zeitungskritik kennen. Über Bücher reden – das war für sie ein hilfreiches Mittel im gesellschaftlichen Umgang und genauso belanglos wie eine Plauderei über ein Fußballspiel oder ein Sonderangebot. Doch es gab ein Zauberwort, das mir den Rücken freihielt: das Wörtchen »noch«. Ich habe das Buch nicht gelesen, das klang, als wäre das Buch nicht gut genug für mich. Mit einem »noch« davor, kehrte sich der Satz in sein Gegenteil. Ich habe das Buch *noch* nicht gelesen, das klang demütig, geduldig, als wartete ich sehnlich auf meine innere Reife, die alle, die das Buch schon kannten,

mir voraushatten. Mit diesem »noch« erhöhte ich sie, gestand ihnen zu, mir gegenüber im Vorteil, mir voraus zu sein – und hatte meine Ruhe.

»Nun, dann können Sie uns vielleicht in ein paar Sätzen sagen, was Sie vom *Werther* halten. Das war Thema unserer Klassenarbeit.«

Ich wollte aufstehen, aber Rebmann hielt mich zurück.

»Bleiben Sie ruhig sitzen. Wir sind doch keine Kinder mehr.«

Ich hatte den *Werther* gelesen, mich von der Sprache überwältigen lassen. Die Person dieses Werther aber?

»Eine faszinierende Sprache«, hörte ich mich stammeln.

»Ja, und weiter?«, bohrte Rebmann, bohrten dreizehn Augenpaare. »Was halten Sie von der Geschichte?«

»Also«, legte ich los. »Ich verstehe Werther! Er hat nichts mehr auf der Welt. Keine Tätigkeit, keine sittliche Idee, wie wir sie bei Schiller und Kant finden, keine Religion, an die er sich halten kann. Auch das Naturerlebnis ist nachher nur noch Spiegel seiner selbst, seines düsteren, zerrütteten Herzens, ist nur noch »ein lackiertes Bildchen«. Er sucht nach einer neuen Religion, einem neuen Weg, das Unendliche im Endlichen zu finden, und er trifft auf die Liebe. Sie ist ihm versagt. Er kann Lotte nicht zum Ideal, zur Heiligen erheben, obwohl er ihr eine solche Liebe andichtet. Er liebt sie mit allerheftigster Sinnlichkeit. Daher muss er scheitern.«

»Sehr schön«, unterbrach mich Rebmann. »Ungefähr so steht es im Nachwort. Aber was halten Sie denn nun von diesem Mann? Ihre Meinung ist gefragt.«

»Ich, äh«, druckste ich. »Ich billige Werthers Tat nicht!«

Kichern. Füßescharren. Flüstern.

»Und warum nicht?«

»Nichts ist schöner, aber auch schrecklicher«, dozierte ich, »als ein reiches Gefühlsleben. Aber nicht ohne Selbstbeherrschung! Wo nur das Herz spricht, wo der Mensch seinen Verstand vergisst, da ist er zum Scheitern verurteilt.«

»Und was hätten Sie Werther geraten zu tun?«

»Eine Expedition.«

»Wie bitte?«

»Ja, eine Expedition in ein fernes, fremdes Land. Voller Gefahren und Abenteuer. So wie Alexander von Humboldt. Da wäre er auf andere Gedanken gekommen. Und hätte etwas Nützliches für die Menschheit geleistet.«

»Nun, ich sehe, Sie sind für das Realistische. Und Goethe? Glauben Sie, er hätte Werther in den Urwald schicken sollen?«

»Nein«, ich zögerte, »nein, ich glaube nicht. Sterben ist schöner. So schön traurig.«

Zwei meiner Klassenkameraden mir gegenüber, deren Namen ich schon wieder vergessen hatte, stießen sich an und grinsten.

Rebmann aber nickte und wollte eben zu einem Kommentar ansetzen, als er Monika bemerkte, die während meiner Ausführungen zunehmend unruhig auf ihrem Stuhl herumgerutscht war.

Wie erlöst, brach es aus ihr heraus, als Rebmann sie nach ihrer Meinung fragte und ihr dazu ihren Aufsatz überreichte. Von einziger wahrer Liebe schwärmte sie, Liebe, die bedingungslos sei, gleichgültig, ob Erlösung, Erhörung oder Verdammnis, ewige Verdammnis, von Gott und den Menschen verlassen. Mit jedem Wort drängte sie ihre Augen tiefer in die des Lehrers. Der hin und wieder beifällig nickte, bis er schließlich Monikas untergründige Schwüre mit dem Kugelschreiber abklopfte wie ein Dirigent sein Orchester und sich an die Klasse wandte: »Zwei Köpfe – zwei Meinungen. Und wer hat recht?«

Werther war nicht länger eine Figur auf dem Papier; er war aus Fleisch und Blut, wurde Mensch, nahm Gestalt an, in jedem Kopf eine andere, wir selbst wurden unglücklich Liebende und teilten sein Schicksal, als wäre er einer von uns. Rebmann diskutierte angeregt mit, nahm mal Partei für den einen, mal für den anderen Ausgang des Liebesabenteuers.

Abenteuer! Gerhard, ein schwächtiger, pickelverunzierter Junge, brachte dieses Wort in Umlauf, woraufhin Monika ihre

Empörung – Liebe sei doch kein Abenteuer wie Bergsteigen oder Fußball, sondern eine Sache auf Leben und Tod! – kaum beherrschen konnte. Astrid hingegen konterte kühl, wäre Lotte nicht mit einem anderen verlobt gewesen, Werther wäre als braver Familienvater gestorben. Alles sei doch von Goethe so eingefädelt. Aber – und da müsse sie Hilla Palm recht geben – der Werther sei doch ein rechter Spinner, und Lotte solle froh sein, dass sie ihren handfesten Albert habe. Schließlich hätte sie auch enden können wie Gretchen. Kind im Bauch und Heinrich auf und davon. Goethe selbst sei ja auch ab nach Italien, weil die Sache mit Frau von Stein aussichtslos war. Überhaupt – und hier reckte Astrid ihr starkes Kinn energisch vor – müsse man doch auch die Zeit berücksichtigen, in der Goethe das geschrieben habe. Und sowieso sei doch alles nur erfunden.

Nur erfunden? Damit hatte Astrid der Diskussion eine neue Wendung gegeben. Was das heiÙe: nur erfunden? War es deshalb weniger wert? Werther weniger wirklich? Weniger wahrscheinlich? Lasen wir die Geschichte anders, nähmen wir sie anders wahr, wenn sie in der Zeitung gestanden hätte, sie wirklich geschehen wäre, Werther wirklich gelebt hätte?

Entschieden schlug ich mich auf die Seite derer, denen es gleichgültig war, ob Erfundenes oder Tatsächliches zur Sprache gebracht wurde: »Wenn es mich packt, mich ergreift, nicht mehr loslässt, dann ist es gut«, behauptete ich. »Egal, ob wirklich oder erfunden. Am besten sind erfundene Geschichten, denen man gar nicht anmerkt, dass sie erfunden sind.«

Wie sonst, dachte ich, könnte ich um Gretchen weinen, Faust verdammen, mit Anna Karenina zittern und Gessler hassen, wären sie nur Druckerschwärze und Papier oder irgendwelche Hirngespinnste!

Dass mir Studienrat Dr. Werner Rebmann meine Liebe zu den Büchern und Buchmenschen, den wohlwortlichen Wortgebilden einer Madame Chauchat, einer Effi Briest, eines Hamlet oder Josef K. nicht durch Fakten und Daten verdarb, dafür flog ihm mein Herz entgegen. Ein paar Einordnungen verlangte

auch er; doch sein Wunsch, uns zum Selberdenken anzuregen, überwog. Richtig oder falsch gab es nur selten. Nicht: Was will uns der Dichter damit sagen?, wie es uns das furchtsame, buchstabengläubige Fräulein Abendgold in der Realschule beigebracht hatte, interessierte Rebmann. Er wollte wissen: Was hat er *Ihnen* zu sagen? Was können *Sie* anfangen mit diesem Gedicht, dieser Erzählung, dieser Figur? Argumente zählten. Eine Meinung haben und sie begründen, eine An-Sicht der Sache, am besten nicht nur eine, sondern von allen Seiten, das Für und Wider erwägen, Schlüsse ziehen. Dem eigenen Denken vertrauen. Sich hineinversetzen in die Figuren. Lesen sollte zum Denken führen. Klappentexte und sogenannte Einführungen hätte er am liebsten verboten. Besonders bei Neuerscheinungen und zeitgenössischen Autoren.

Nie wollte er wissen, ob uns etwas gefalle. Unser Geschmack war so wenig gefragt wie unser Gefühl. »De gustibus non est disputandum«, erklärte er augenzwinkernd, »oder erst recht! Geschmack ist etwas für Suppenköche und Kaltmamsells. Ein Rinderbraten hat Geschmack oder ein Königsberger Klops, und zwar nur auf meiner Zunge. Oder wissen Sie etwa«, Rebmann schleuderte seine Rechte in die Klassenluft gegen alle und jeden, »wissen Sie etwa«, scharf fasste er irgendeinen von uns ins Auge, »wie meinem Gaumen ein Karamellpudding mundet?«

Ich hütete mich, ihm zu widersprechen. Aber ich folgte ihm nicht. Ich dachte, wie er es verlangte. Aber ich dachte mit Gefühl. Und fühlte mit Begründung.

Kaum hatte Rebmann die Klasse verlassen, zupfte Monika mich am Ärmel nach draußen und sah mich gespannt an. Ich tastete nach meinem Lachstein. Bloß jetzt ernst bleiben. Wo die Liebe hinfällt ... Ich hatte es selbst erlebt, und die Bücher waren voll davon. Monika war verrückt oder verliebt, was dasselbe war. Jedenfalls für mich.

»Warum grinst du denn so?« Monika zog den Schal ein Stück höher. »Ich dachte, du verstehst mich. Nicht so wie die da.«

Laden, nicht viel größer als mein Holzschuppen, durfte ich sitzen, meist mit einer Tasse Malzkaffee oder Kakao.

Vor dem Schaufenster mit den Neuen standen die Kisten mit den Verstoßenen aus den vier Wänden, aus den Regalen Vertriebene, Flüchtlinge, Waisen, Obdachlose, aus den Kisten heraus flehten sie: Begehre mich, nimm mich mit, schlag mich auf, mach mich jung und schön und lesenswert. Am liebsten hätte ich sie jedesmal alle erweckt, verwandelt, befreit vom Makel der heimatlosen Minderwertigkeit. Ich kam aus dem Holzstall und strebte auf einen Platz in den Regalen, in den Regalen bei Kunst und Wissenschaft, einen Platz in der Nähe von Rosenbaum, Rebmann, Sellmer, Kreuzkamp. Die hier draußen waren auf den umgekehrten Weg gezwungen, aus der Erhöhung der Regale in die Erniedrigung der Kisten abgestürzt. Und die Kisten machten alle gleich.

Hier lagen Goethe und Schiller, Lessing, Kleist, Hebbel, Mörike, Büchner, die Droste, Keller, Fontane, Storm neben Vicky Baum: *Es begann an Bord. Roman einer Tropennacht*. Annemarie Selinko: *Désirée*, Hedda Zinner: *Nur eine Frau*. Letztere meist in der modischen Einkleidung des Aktuellen; so jung, so neu und schon ausgestoßen. Keine Zeit zu reifen in den Regalen, erst beim Buchhändler, dann in der Schrankwand des Käufers, womöglich sogar in einer Bibliothek. Die bunten Einbände zwischerten lockend, Zuckerwatte und türkischer Honig, aber ich ließ mich nicht irreführen: Fast immer verbarg das knallige Außen einen matten Inhalt.

Je zurückhaltender die Bücher daherkamen, desto vorbehaltloser durfte man sich ihnen anvertrauen. Die Kiste, die üblen äußeren Umstände, machten doch nicht alle gleich. Ob man als Reclam-Band Nummer einhundertvierundzwanzig, als *Faust*, *Nathan* oder *Kaufmann von Venedig* in der Kiste lag, war doch etwas anderes, denn als *Frauenarzt Dr. Holm*, *Komtesse Beate* oder *Die Erbin vom weißen Schloss* hier zu enden. Trotzdem: Auf den ersten Blick verstieß ich keinen. Einmal in die Hand

nahm ich sie, eines Blickes würdigte ich sie alle. Auch die bunten. Auch mit ihnen hatte sich jemand monate-, vielleicht jahrelang Mühe gegeben, hatte Zeit und Geist, Kraft und Hoffnung aufgeboten, nur damit sich der Daumen des Buchhändlers alsbald nach unten senkte. Raus! Kasten! So, als hätte jemand trotz allen Übens, trotz aller Mühen die Stange beim Hochsprung gerissen. Einen Verlag hatten die Blätter noch gefunden, ins Buch hatten sie es noch geschafft, gedruckt, gebunden zwischen zwei festen Deckeln, oft sogar in farbigem Leinen unterm Glanzpapier. Aber dann hatte es wie bei der Olympiade – ist dabei sein wirklich alles? – doch nicht für Medaillenruhm gereicht.

Ohnehin wurde ich vor der Tür nur selten fündig, wusste ich doch, was mich dahinter erwartete. Dort hielt der Buchhändler für besondere Kunden eine zweite, kleinere Kiste bereit und für mich noch einmal eine Schachtel, Schuhschachtel mit Reclam-Heftchen, die er noch nicht in die Kälte der Kiste ausgesiedelt hatte. Wen ich hier nicht erwählte und erwarb – zu einem Betrag, der für meine Finanzen spürbar, objektiv aber eher symbolisch war –, der musste raus: Die Schuld an der Endstation Kiste konnte ich nicht auf den Buchhändler allein schieben.

Von einem Titel ließ ich mich nur selten verführen. Öfter schlug ich eines der Hefte auf, las einen Satz und fühlte mein Herz im Hals. Ich war auf einen Herzsatz gestoßen; dann musste es dieses Heft sein und kein anderes. Der Satz war mir zu Herzen gegangen, und ich würde mir, was das Buch zu sagen hatte, zu Herzen nehmen, es an mein Herz nehmen, mich ihm anvertrauen, ihm trauen. Indem ich es erlas, würde ich mich selber lesen, indem ich es verstand, verstand ich mich. Bücher sollten mich aus mir herausfordern.

Einmal, ich hatte mich wieder lange beim Buchhändler herumgetrieben, stand da auf meinem Weg zum Bus ein Karton mit Büchern. Einfach so, auf der Straße. Ich warf einen flüchtigen Blick auf die Buchrücken: *Für eine Nacht. Das Schloss am Meer. Das Beichtgeheimnis*. Es wurde schon dunkel. Ich sah mich um. Sah vor anderen Häusern alte Stühle, Packen

geschnürter Zeitungen, einen Nachttisch mit schiefhängender Tür, Säcke mit Kleiderlumpen. Sah, wie Menschen, einige mit Handwagen, die Gegenstände an den Straßenrändern fachkundig musterten, gelegentlich etwas aufluden oder geringschätzig wieder fallen ließen. Plötzlich hatten die Bücher das verlorene Aussehen von Leuten, die endgültig in der Gosse gelandet sind. Bedrucktes Papier.

Ohne die Ausgesetzten eines zweiten Blickes zu würdigen, lief ich vorbei, aber die Bücher liefen mit, verfolgten mich wie in Goethes Gedicht die Glocke den flüchtigen Kirchgänger. Hätte ich nicht doch reinschauen müssen? Ich rannte zurück. Der Karton war weg.

Seinen Cordsamtrücken kehrte er mir zu, der Mann an der Kiste vor Buches Buchladen. Während ich tat, als prüfte ich das Buch in meiner Hand, schielte ich zu dem Leser nebenan, suchte zu erspähen, was er so angelegentlich durchblätterte. Sage mir, was du liest, und ich sage dir, wer du bist. In fremden Wohnungen zog es mich zuerst an die Bücherregale, wenn es welche gab. In Bus und Bahn konnte ich nicht davon ablassen, den Buchtitel der Nachbarn zu erforschen oder nach ein paar Sätzen auf den Inhalt zu schließen.

»Bitte sehr«, plötzlich kitzelte mich ein vertrauter Geruch in der Nase, dieser unverwechselbare Geruch alter Bücher, die lange in feuchter Kälte gelegen haben, ein Geruch, der anzeigt, Rettung ist nötig, Stockflecken drohen.

Ich musste niesen.

»Entschuldigung.« Die Hand hielt das Buch nun so, dass ich den Titel bequem lesen konnte: »Das wollten Sie doch wissen. Versteh ich.«

»*Welcher Stein ist das?*«, las ich laut. »*Tabelle zum Bestimmen der wichtigsten Mineralien, Edelsteine und Gesteine.*« Ich musste lachen.

»Was gibt es denn da zu lachen?«, fragte der Mann irritiert. Er war älter als alle in der Klasse, älter sogar als Clas.

»Hier«, ich reichte ihm mein Buch.

»*Verwitterte Steine*«, ließ er sich amüsiert vernehmen, »Ben van Eysselstein.«

Eben noch rechtzeitig merkte ich, dass er damit den Namen des Verfassers, nicht aber seinen eigenen meinte, und hielt mein »Hilla Palm« gerade noch zurück. Die Stimme war schon beim Klappentext: »Also: Hören Sie! ›Dies ist die Geschichte reicher holländischer Bauern, die seit Jahrhunderten auf ihren Höfen sitzen. Ihre Herzen werden zu Stein. Im Mittelpunkt des Buches steht eine junge Frau. Sie versucht, der Enge des Elternhauses zu entfliehen und folgt dem Mann, den sie liebt, in die Stadt. Doch sie wird in der Fremde nicht glücklich.« Der Mann ließ das Buch zusammenknallen. Es klang verächtlich. »Ts, ts, ts, nicht glücklich, na, so was. Geld macht also nicht glücklich. Was gibt's denn da schon wieder zu lachen?«

»Steine«, lachte ich, »so viele Steine auf einmal. Und so ein schreckliches Deutsch.«

»Ach so, ja.« Auch der Fremde musste nun lachen, ein männliches, erwachsenes Lachen. Er stand da wie auf einer Campari-Reklame, längliches, blasses Gesicht, graue Augen, Grübchenkinn, ein schmaler Mund, der sich leicht und gern spöttisch verzog.

»Da ziehe ich meine Steine aber den Ihren vor! Feldspat, Nephrit, Zirkon, Chrysoberyll, Korund, Diamant. Alles nur eine Frage der Härte. Tja, gut ist, was hart macht. Was meinen Sie?«

»Naja«, sagte ich, »wenn aber das Herz hart wird?« Welche Härte hatte ein Buchstein, ein Lachstein? Bestimmt war der Wutstein knallhart.

»Jetzt lachen Sie schon wieder«, sagte mein Gegenüber. »Wissen Sie was? Ich lade Sie zu einer Cola ein. Darf ich Ihnen dieses Buch schenken?«

Alles, was ich hörte, war: ein Buch schenken! Hätte ich doch bloß ein anderes in der Hand gehabt, den Echtermeyer zum Beispiel, achthundert Seiten deutsche Gedichte aus nahezu

tausend Jahren, sogar Ingeborg Bachmann schon drin. Zu spät. Prüfend fasste ich den Spender ins Auge. Der nahm mir das Buch aus der Hand, ergriff die meine und führte sie bis fast an die Lippen, hielt sie in den Fingerspitzen und verkündete: »Godehard van Keuken. Gehn wir.«

Van Keuken klinkte die Tür zum Buchladen auf, nickte mir zu – war mir jemals eine Tür aufgehalten worden?

»Fräulein Palm!«, rief der Buchhändler und: »Herr van Keuken!«, kniff die Augen zusammen, als blende ihn eine Erscheinung. »Wenn das keine Überraschung ist!«

Van Keuken und ich tauschten einen Seitenblick.

»Die beiden? Zweimal Steine. Hmhm, mal fürs Herz, mal für den Kopf. Und dass man Sie auch wieder einmal lachen sieht, Herr van Keuken! Einpacken?«

Van Keuken sah mich fragend an. Ich schüttelte den Kopf.

»Auf Wiedersehen, Herr van Keuken! Bis morgen, Fräulein Palm!« Bucho hielt uns die Tür auf. Für mich allein hatte er das noch nie getan. War da wirklich ein Anflug von Ehrerbietung in seiner Stimme?

In der Milchbar bestellte Keuken eine Cola für mich, und für sich verlangte er – wirklich, er trank Campari, und nun fehlte nur noch ein bisschen Sonnenuntergang. Und auch der dämmerte an diesem frühen Nachmittag in der Riesdorfer Milchbar allmählich romantisch herauf, je länger ich dieser Stimme folgte. Er wohne in Köln, besuche aber oft seine Großtante hier in Riesdorf, erfuhr ich, doch was spielte das für eine Rolle, solange er mir in die Augen sah, wie mir noch niemand in die Augen gesehen hatte, ein Blick, der mich auf Zehenspitzen stellte, schweben ließ, furchtlos, sicher gehalten, wie hätte ich mich vor Jahren nach einem solchen Blick von Sigismund gesehnt! Geologie studiere er, gerade habe er ein Referat geschrieben – sollte er, solange seine Augen mir sagten, wie schön ich war, wie begehrenswert.

»Amphibole Doppelketten bei den Pyroxenen«, wiederholte ich träumerisch und nuckelte an meiner Cola.

Dennoch schüttelte ich den Kopf, als er mich nach Hause fahren wollte. Ich hatte ihm erzählt, dass wir ein eigenes Haus bewohnten, hatte den grünen Daumen des Vaters gerühmt, der eine Position bei Krötz und Ko. innehabe.

Meine Ablehnung schien seine Gefühle zu beflügeln. »Hilla«, sagte er vor der offenen Bustür, »ich darf doch Hilla sagen? Und auf bald!« Der Fahrer hupte. Ich stieg ein. Türen schließen automatisch.

Der Bus fuhr an. Ich zog das Buch aus der Tasche. Legte es vor mich hin, betrachtete es, streichelte es, vorsichtig, vorsichtig mit den Fingerspitzen wie ein schlafendes Lebewesen, das jederzeit aufspringen könnte, auf und davon. Kein Buch lag da, da lag ein Wunder. Nicht bitten müssen hatte ich und nicht danken.

Bitten hieß eingestehen, dass etwas fehlte. Zu groß meine Angst, man könne mir meine Bitte abschlagen. Jlov jo nit, dat de jet Besseres bes.

Wie beneidete ich Monika um dieses Bittenkönnen. Monika, die mit einem Augenaufschlag und einem Lächeln die Erfüllung ihrer Bitte zur Auszeichnung machte. Monika, die sich um nichts zu bemühen schien, die mit einem Lächeln, einem Blick den Kellner in der Milchbar dazu brachte, das Eis an den Rändern des kugeligen Löffels nicht wie üblich – und wie bei mir – zurück in den Behälter, sondern großzügig noch in ihren Becher zu stopfen; wie ein Augenaufschlag genügte, und Alois Fromm legte ihr seine Lateinübersetzung zu Füßen. Sogar Astrid verstand es besser als ich: Sie konnte wenigstens fordern. Wie auch immer, bitten oder fordern: Beides setzte das Eingeständnis eines Mangels voraus. Hilfe annehmen konnte ich, bitten konnte ich nicht.

Das Buch sah zerlesen aus. Verwittert. *Verwitterte Steine*. Nie hätte ich dafür Geld ausgegeben. Ich schlug es aufs Geratewohl auf: »Bernier öffnete das Kästchen. Auf weißem Satin ruhte ein Collier aus glatten goldenen Gliedern, zwischen denen dunkelviolette Steine funkelten. »Amethyste«, sagte Onkel Frederic. »Der Stein des Bischofsrings. Sie besitzen das reine Blau des Himmels und das trübe Feuer unserer Leidenschaften. Sie

enthalten beides. Es sind Steine des Schmerzes und der Läuterung – und der Hoffnung auf Gnade. So ist das ganze Leben, mein Junge.« Das ganze Leben. Das trübe Feuer unserer Leidenschaften. Ich grinste. Nicht mit mir.

Zu Hause saßen Bertram, Mutter und Großmutter noch am Küchentisch vor einem Päckchen Schwarzbrot, einem Stück Graubrot, Rübenkraut, Käse und Mettwurst.

»Nabend.«

Gemurmel antwortete mir. Ich setzte mich neben Bertram auf die Bank.

»Amo«, nuschelte der.

»Amas, amat«, antwortete ich laut und vergnügt.

Der Bruder stupste mich in die Rippen. »Du strahlst aber«, sagte er, »alles gutgegangen in Mathe?«

»Mathe? Äh ja, sehr gut.«

»Wo wars de so lang«, murrte die Mutter, »hier is Wurst un Käs. Dä Tee is schon kalt. Weiß de schon, dat et Pihls Resi jesterwe es? Jester Owend. Et hat nit jelitten, sacht der Doktor.«

Klang die Stimme der Mutter enttäuscht? Sie liebte die Einzelheiten des Sterbens, die näheren Umstände, die zu dem letzten Aus führten, der unwiderrufflichen Bestätigung ihres Glaubenssatzes: Dat dicke Äng kütt noch.

Resi Pihl. Ich trat dem Bruder unterm Tisch ans Bein. Der nickte. Um den Großvater zu heilen, hatten wir vor Jahren heimlich den Kopf von ihrer Muttergottes aus Lourdes abgeschraubt und das geweihte Wasser daraus in ein Fläschchen für Liebesperlen umgefüllt. Doch die Großmutter kippte das geweihte Nass ahnungslos in den Rhabarber. Der Großvater starb. Der Rhabarber strotzend wie nie.

»Dat ärme Hannelore. Hätt ken Mama mehr!«, schloss die Mutter ihre Wehklagen.

»JelobtseiJesusChristus.« Die Großmutter klopfte den Schichtkäse überm Rübenkraut auf dem Schwarzbrot mit dem Messerrücken fest.

»Aber wat jlaubs de, wat dat für en Beerdijung jibt!« Die Stimme der Mutter träumerisch von kaum verhaltener Vorfreude.

Die Tür ging auf. Der Vater. Er nickte mir kurz zu, brummte etwas, das klang wie: »Ihr sitz jo noch immer hie«, schnappte sich ein Stück Brot, ein Stück Käse und verschwand wieder in seinem Schuppen. Dort, bei seinen Werkzeugen, bei Schraubstock, Feilen, Zangen und Sägen fand er Zuflucht wie ich im Holzstall bei meinen Büchern. Mit ihm kam der Geruch nach öligem Drillich und Arbeitsschweiß in die Küche. Ich ließ meinen Godehard-Luftballon los. Dondorf, Altstraße 2. Ich war wieder gelandet.

Während Mutter und Großmutter den Tisch abräumten – nie hätten sie zugelassen, dass ich dabei half –, schlich ich vor den dreiteiligen Spiegel der Kommode im Schlafzimmer der Eltern. Hildegard Palm, ziemlich klein, aber alles dran. Das Beste: die Augen. Ich löste meinen Zopf, dunkel und dicht fiel mein Haar weit über die Schultern. Lächelte mein Spiegelbild mit geschlossenen Lippen an, wie ich zu lächeln gewohnt war, seit der Vater die Zahnspange zerquetscht hatte. Gar nicht so schlecht, befand ich. Prüfung bestanden.

Abends im Bett erzählte ich Bertram von meinem Geschenk. Noch immer teilten wir das kleine Zimmer, die Betten nur durch einen schmalen Nachttisch getrennt; unser gemeinsamer Ort ins verschwiegene Dunkel geflüsterter Kümmernisse, hier durfte zur Sprache kommen, was vom Tage im Halse stecken geblieben war.

»Klingt, als hättest du die Geschichte aus nem Buchstein gelesen.« Ich glaubte, den Bruder grinsen zu sehen. »Der gefällt dir wohl? Ich dachte schon, der Sigismund hät dir dein Heherrz gebrohochen.«

»Blödsinn! Schlaf jetzt!« Ich rollte mich auf die Seite, Knie unters Kinn.

»Bona nox, sororcula. Gute Nacht, Schwesterchen. Somnia dulciter. Traum süß.«

spieler. Anke und Monika neigten diesem Urteil zu, während ich mich unerwartet einer Meinung mit Astrid fand. Uns hatte die offenbare Sympathie, die der Erfinder Heinrich Böll diesem Sohn aus gutem Hause entgegenbrachte, jedenfalls nicht angesteckt. Eltern und Umstände, die Gesellschaft hätten ihn zu dem gemacht, was er sei, so die drei. Er habe nicht so werden wollen wie seine Eltern und deren Bekannte: Heuchler und Egoisten, selbstgerechte Pharisäer.

Zugegeben, hielten Astrid und ich dagegen, »aber musste man deshalb ein nichtsnutziger Versager werden? Immer neue Sündenböcke finden, bis schließlich sogar noch die katholische Kirche herhalten muss? Selbst der sonst so stille Alois Fromm sprang uns bei. Niemand machte seinem Namen größere Ehre als er. Er wollte Priester werden und ließ unsere gelegentlichen Hänseleien mit gottseliger Geduld über sich ergehen, Prüfungen, die ihm gerade recht kamen, dem Allerhöchsten seine demütige Gefolgschaft zu beweisen.

Mich empörte vor allem, dass dieser Schnier sich auch noch etwas darauf zugutehielt, das Mädchen Marie, dessen Ausbildung sich der verarmte Vater buchstäblich vom Munde abgespart hatte, kurz vor dem Abitur zu verführen. Dieses entlaufene Unternehmersöhnchen verdiente meine Verachtung.

Und Marie?, so die drei. Hatte sie nicht eingewilligt?

»Ja«, musste ich zugeben. Letzten Endes war sie an ihrem Unglück selber schuld.

Selber schuld. Das war das Stichwort. War Hans Schnier an seinem Unglück selber schuld? War er, ein antriebsloser Egoist, ein Versager, Leichtfuß und Taugenichts, genauso rücksichtslos und selbstgerecht wie seine Mutter, der er gerade diese Eigenschaften vorhielt? Hatte er sich nicht an Marie genauso versündigt wie die Mutter an seiner Schwester Henriette, als sie diese noch kurz vor Kriegsende zur Flak gehen ließ? War nicht der ganze Roman eine Schilderung der verschiedenen Spielarten des Egoismus, der eitlen Selbstverliebtheit, selbstgerechter, naseweiser Besserwisserei?

»Wissen Sie überhaupt, mit wem Sie neulich hier im Laden waren?«, überfiel mich der Buchhändler bei meinem nächsten Besuch. »Herr van Keuken hat schon ein paarmal nach Ihnen gefragt.«

»Naja«, meinte ich, »Doktorand, Geologie ...«

»Das auch«, Buche nickte ungeduldig. »Aber van Keuken! Van Keuken!« Seine Stimme wurde beinahe schrill, um dann zu einem Flüstern abzusinken: »*Der Keuken*.«

Ich sah den Buchhändler verständnislos an.

Kopfschüttelnd machte Buche einen Schritt auf mich zu. »*Der Keuken*«, wiederholte er. »Kuchen kauft man nur bei Keuken. Und: Kein Kaka-o-Trank ohne Keuken. Na, klingelt's?«

»Keuken? Nein.« Was hatte das Kindergesicht auf Kakao-tüten, Schokoladentafeln und Pralinenschachteln mit Godehard zu tun?

»Der Er-be!« Beinahe singend zelebrierte Buche die beiden Silben.

Unwillkürlich sah ich Godehard an einem Riesenknusperhaus aus Vollmilch-Nuss, Krokant und Nougat schlecken. Ich lachte.

»Genau. Wer den mal kriegt, der hat gut lachen«, bestätigte der Buchhändler mit unangenehmer Vertraulichkeit in der Stimme; dann, als wolle er wieder etwas gutmachen, präsentierte er mir den Erzählband Jean-Paul Sartres, *Die Mauer*, und war wieder der Alte.

»Darf ich Ihnen ja eigentlich gar nicht geben«, zwinkerte er. »Hier sehen Sie.«

Buche entnahm dem Buch einen postkartengroßen Zettel: »Ich erkläre, dass ich volljährig bin und Jean-Paul Sartres *Die Mauer* nur für meinen ausschließlichen Privatbedarf erwerbe. Ich werde das Buch auch nicht an Jugendliche weitergeben oder ausleihen. Ort und Datum. Unterschrift.«

Einundzwanzig musste man sein, um dieses Buch lesen zu dürfen. Ich streckte die Hand aus. Buche zog das Buch zurück. »Nun, wie hat Ihnen der Schinken gefallen? Dieser Holländer?«

Buche lachte. »Oder nein, warten Sie: Böll. Der hat es doch wirklich in sich, oder? Dass der Rebmann sich traut, das in der Schule durchzunehmen!«

»Ganz gut«, beschied ich den Buchhändler knapp, »der Böll, meine ich.«

Er hatte *Die Mauer* auf ein kleines Podest vor die Neuerscheinungen gestellt.

»Dann eben nicht.« Pikiert wandte ich mich zur Tür. Nicht einmal den Reclam-Heften schenkte ich noch einen Blick.

»Warten Sie. Ich soll ihn anrufen, wenn Sie wieder hier sind«, rief Buche mir nach. Ich blieb stehen.

»Den Keuken. Verstehn Sie denn nicht? Kommen Sie, kommen Sie«, drängte er, »nehmen Sie den nächsten Bus. Wenn er bei seiner Tante ist, ist er gleich da. Sie wohnt hier um die Ecke.«

Der Buchhändler griff zum Hörer. »Ja?« Eilfertiges Nicken ins Telefon, dann zu mir herüber. »Sehr schön!« Wieder musterte mich Buche mit diesem Blick, den die Großmutter für Pastoren und Kapläne bereithielt, einen Blick, mit »Hochachtungsvoll« und »In Verehrung« unterschrieben. Was so ein Knusperhäuschen doch ausmachte.

Klopfte mein Herz? Es klopfte. Doch unter Buches Argusaugen tat ich, als klopfte nichts. Nahm *Die Mauer* vom Podest, ohne dass er protestierte, schon funktionierte das Knusperhäuschen auch für mich, und blätterte darin, suchte nach Wörtern, Wörtern für unkeusches Tun und Streben, Wörtern, für das Urteil: nicht jugendfrei.

»Hilla, endlich!« Godehard stand da, kariertes Hemd, grüne Strickjacke, Bluejeans, wie auch Clas sie trug, »Nieten in Nietenhosen« hatte im Fernsehen ein Reporter die Träger beschimpft. In der Hand eine Rose. »Hilla!« Ich war aufgesprungen, hatte die Gefahr erkannt, dass er vor mir in die Knie gehen würde, nicht einmal Buche hätte ihn daran gehindert, und so standen wir voreinander, Godehard mit der Rose, ich mit Sartre. Den er mir aus der Hand nahm und die Blume hineinlegte.

»Die Mauer, aha«, sagte er, »ist das nicht für kleine Mädchen verboten, Herr Buche?« Godehard reichte ihm das Buch. »Schreiben Sie es zu den anderen. Die Karte können Sie rausnehmen. Wie alt ich bin, wissen Sie ja. Kommen Sie Hilla, das müssen wir feiern.«

»Wie? Was?«, stammelte ich verwirrt.

»Unser Wiedersehen! Was denken Sie denn?« Godehard ergriff meine Aktentasche, hielt mir die Tür auf.

Mein Herz klopfte nicht mehr. Bei Sigismund war das anders gewesen. Da hatte es erst recht losgehämmert, wenn er da war. Aber das Zehenspitzengefühl war wieder da, mindestens zwei Zentimeter über den Dielen des Buchladens schwebte ich hinter Godehard zur Tür hinaus.

Himmelblau blank machte sein Wagen Sehnsucht nach Sonne und Sommer an diesem verhangenen Vorfrühlingstag. Noch war es zu kalt, das Verdeck herunterzufahren. Ich kuschelte mich in den Sitz.

»Musik, Hilla?«, fragte er und drückte einen Knopf, ohne meine Antwort abzuwarten. Geige und Klavier spielten miteinander, umeinander, gegeneinander, aneinander vorbei und wieder zusammen. Ich genoss die Musik, die bequemen Polster, genoss den Blick auf Godehards blaubetuchte Beine, die Manschetten unter der Jacke. Genoss es, nicht reden zu müssen. Abrupt wie er es eingeschaltet hatte, machte Godehard das Radio wieder aus, mitten in einem romantischen Umschmiegen von Klavier und Geigenton. Ich fuhr auf.

»Ich schlage vor, wir fahren nach Altenberg«, sagte er, »ich kenne da ein kleines Lokal. Das Richtige zum Anstoßen. Auf unser Du. Sie haben doch hoffentlich Zeit, nach all den Tagen, die ich auf Sie gewartet habe.«

Es waren genau drei gewesen. Doch Godehards Stimme duldete keine Widerrede. Nicht, dass er etwas befohlen hätte, nicht einmal überreden wollte er mich, es kam ihm gar nicht in den Sinn, dass man seine Vorschläge ablehnen könnte. Warum auch? Ich rutschte tiefer in den Sitz hinein. Wie gut, dass ich mich

nicht nur mit Latein, sondern auch mit dem *Einmaleins des guten Tons* auf das Leben als Aufbaugymnasiastin vorbereitet hatte.

Beträchtliches hatte ich hier schon für das Leben gelernt.

»Wo noch vor gar nicht langer Zeit Geld und allenfalls die persönliche Leistung den Wert eines Menschen bestimmte, sieht man heute schon wieder auf gewandtes Auftreten und tadellose Umgangsformen.« Jawohl! Ich wollte nicht »an den Klippen des guten Tons von vornherein zum Scheitern verurteilt« sein. Kaum etwas, woran man nicht scheitern konnte. Hatte ich bislang geglaubt, es genüge, das Essen mit Messer und Gabel zu beherrschen, schreckte mich Frau Dr. Gertrud Oheim nun wieder aus meiner vornehmen Ruhe auf. Zum Beispiel die Serviette. Gab's bei uns nicht. Das Stückchen hatte es in sich: »Die Serviette, ob es nun eine Stoff- oder Papierserviette ist, wird erst entfaltet und auf den Schoß gelegt, wenn die Speisen aufgetragen sind und das Essen beginnt. Sie gehört weder in den Kragen oder Halsausschnitt noch zwischen die Westen- und Blusenknöpfe. Bei appetitlich essenden Menschen wird es nie nötig sein, sich mit der Serviette den Mund abzuwischen. Sie ist auch nur dazu da, etwa vor dem Trinken den Mund etwas abzutupfen und im Übrigen Kleid oder Anzug zu schützen. In besonderen Fällen hat man ja auch sein Taschentuch bei der Hand.« In besonderen Fällen? Was mochte damit gemeint sein? Kotzen? Knochen? Fleisch, so zäh, dass man die zerkaute Masse ausspucken durfte? »Nach dem Essen wird eine Papierserviette leicht geknüllt auf den Essteller, die Stoffserviette lose zusammengefaltet neben den Teller gelegt. Es ist unmanierlich, sie unordentlich zerknüllt, und unnötig, sie pedantisch zurechtgefaltet hinzulegen. Selbstverständlich muss man Servietten, die am Familientisch oder in Fremdenpensionen zum täglichen Gedeck gehören, sauber zusammenlegen und in den dazugehörigen Ring oder eine Tasche stecken – auch das sind kleine Hürden des guten Tons, an denen mancher scheitert.«

Ich nicht.

